

Teil I

Historische Aspekte der Kinder- und Jugendliteraturforschung

Hans-Heino Ewers (Frankfurt am Main)

**Zwischen ‚Frühlingserwachen‘ und
expressionistischem Pathos.
Wolfgang Bächlers Jugendtragödie
Der nächtliche Gast aus dem Jahr 1950**

Könnten auch Bücher verbeamtet werden, so würde der mit diesen Zeilen bedachte Titel zusammen mit dem hier Geehrten in den wohlverdienten Ruhestand treten. Wolfgang Bächlers Roman¹ *Der nächtliche Gast* erschien 1950 in der Frankfurter Eremiten Presse, in zweiter Auflage ebendort 1953. Bächlers erzählerisches Werk steht ein Stück weit im Schatten seiner Lyrik; dennoch hat sich dieser frühe Roman eine Weile auf dem Buchmarkt gehalten. 1963 erschien er in der Frankfurter Europäischen Verlagsanstalt, sodann 1980 in ungekürzter Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch, dort 1984 in einer weiteren Auflage. 1988 kam schließlich eine Taschenbuchausgabe im Piper Verlag heraus. Die Ullstein-Ausgabe des Bächler'schen Romans verdankt sich wohl dem Engagement Michael Krügers, der ein Nachwort beisteuerte. Seit Ende der 1980er Jahre ist es nichtsdestotrotz still um diesen Text geworden.

Seitens der deutschen Jugendromanforschung hat dieser Jugendroman – denn mit einem solchen haben wir es zu tun – bislang keine Beachtung gefunden. Dies mag der starken Orientierung an dem amerikanischen Genre der ‚adolecent novel‘ in der Folge von Salingers *The Catcher in the Rye* geschuldet sein, wie denn auch zwei amerikanistische Dissertationen zu den Gründungstexten der deutschen Adoleszenzromanforschung gehören (Freese 1971; Heller 1973; vgl. zum Jugendroman allgemein Ewers 2013). Deutschsprachige Jugendromane der Nachkriegszeit wurden pauschal als unmodern abgetan, was dazu führte, dass sie einer ganzen Forscher- und Kritikergeneration gar nicht mehr präsent waren. Erst eine jüngere Forschergeneration hat sich diesem weitgehend vergessenen Kapitel der Geschichte des deutschsprachigen Jugendromans zugewandt (Steinz/Weinmann 2000, 108–120; Berthold 2008, 45–155). Doch findet Bächlers *Der nächtliche Gast* auch in diesen Arbeiten keine Erwähnung, was damit zusammenhängen mag, dass dieser nicht in einem Kinder- und Jugendbuchverlag

1 Die im Paratext erscheinende Gattungsbezeichnung „Roman“ sei im Folgenden übernommen – ungeachtet dessen, dass wir es eher mit einer – geradezu klassischen – Novelle zu tun haben.

erschienen ist. Eine Gattungsgeschichte des deutschsprachigen Jugendromans hat nach heutigen Maßstäben jedoch auch einschlägige Titel aus allgemeinliterarischen Verlagen zu berücksichtigen und folglich auch Bächlers Roman von 1950 einen Platz einzuräumen. Wie gerechtfertigt dies ist, mögen die nachfolgenden Ausführungen zeigen.

In gewisser Weise ist diesem Jugendroman ein erwachsener Leser eingeschrieben; anders gesagt: Er wirft auf den jugendlichen Protagonisten einen erwachsenen Blick. Der aufstrebende Theaterkritiker Kaubrich, der im selben Alter wie der Autor sein dürfte – also Anfang bis Mitte 20 –, nimmt einen in Panik geratenen Jugendlichen des Nachts für ein paar Stunden bei sich auf und lässt sich dessen Erlebnisse und Vergehen schildern. Wir haben es dabei nicht mit dem für die Jugendromane der Zeit typischen mahnenden Erwachsenen zu tun, der den Jugendlichen mit Überlegenheit und Missbilligung gegenübertritt. Kaubrich zählt im Gegenteil zu den verstehenden, einfühlsamen und mitleidvollen Älteren; er gewinnt nach und nach das Vertrauen des Sechzehnjährigen, der nach dem bisher Erlebten allen Grund hat, Erwachsenen prinzipiell zu misstrauen: „Es schien ihn zu erleichtern, daß er alles Peinliche bekennen konnte, das er vorher erlebt hatte.“ (Bächler 1980, 32)² Bereits von der als Rahmen fungierenden fiktionalen Erzählsituation her lässt sich als grundlegende Intention des Romans das Bemühen ausmachen, bei einer erwachsenen Leserschaft Verständnis für die Dramatik der Adoleszenz zu wecken. Der erwachsene Zuhörer Kaubrich nimmt sich wie ein Halbbruder des jugendlichen Helden aus. Die ihm zuwachsende Rolle eines Therapeuten ist ihm jedenfalls noch ungewohnt: „Ich kam mir vor wie ein Psychotherapeut, der seinen ersten Patienten vor sich hat.“ (Ebd.)

Eine Kaubrich in den Mund gelegte Bemerkung – „Und der Krieg ist drei Jahre aus.“ (Ebd., 17) – ermöglicht eine Festlegung des Romangeschehens auf das Jahr 1948.³ Ritschi, der jugendliche Protagonist, wäre damit Jahrgang 1932 und bei Kriegsausbruch sieben Jahre alt gewesen. Einzelne Bemerkungen Ritschis lassen darauf schließen, dass der Junge die Nazizeit und den Krieg bewusst erlebt hat. Auf letzteren kommt er zu sprechen, als er vom Schicksal Günthers, dem Sohn des Notars der fiktiven Kleinstadt Bad Kressenburg, erfährt: Dieser „hatte kurz vor Kriegsschluss einen Schuss da unten reingekriegt“ (ebd., 29). Ritschis Reaktion fällt heftig aus: „Was es alles gibt in so einem Saukrieg! Ich würde bestimmt davon laufen, wenn wieder einer käme.“ (Ebd., 30) In rein zeitlicher Hinsicht haben wir

2 Zitiert wird der Roman nach der Ullstein-Taschenbuchausgabe von 1980, in der auch das Nachwort von Michael Krüger enthalten ist.

3 Laut Nachwort von Michael Krüger wurde der Roman auch in diesem Jahr geschrieben (ebd., 153).

es also mit einem Kriegskind des Zweiten Weltkriegs zu tun, zumal der Junge auch die Flucht von Danzig nach Süddeutschland miterleben musste. Doch hebt der Roman nicht darauf ab, seinen Protagonisten als einen durch Kriegserfahrungen gezeichneten oder gar als einen kriegstraumatisierten Jugendlichen vorzuführen.⁴ So erscheint es denn auch fragwürdig, diesen Roman, wie Michael Krüger es tut, als einen „Kriegsroman“ zu lesen, als einen „Roman, der die Folgen des Krieges auf eine überraschende und artistische Weise festhält“ (Bächler 1980, 157). In der Wahl des „ziemlich verschmockte[n] Theatermilieu[s] in einer deutschen Kleinstadt“ (ebd., 156) zum sozialen Schauplatz des Adoleszenzdramas ein Experiment des Autors zu sehen, die eigenen Kriegserfahrungen gewissermaßen durch deren Transponierung auf eine andere, eine entlegene Ebene „einer Prüfung zu unterziehen“ (ebd.), erscheint aus heutiger Sicht sehr weit hergeholt.

Der Vater Ritschis, ein „großer Tänzer“ (ebd., 24) und vom Sohn mit „heimlicher Liebe“ bedacht (ebd., 26), musste „wegen der Nazis“ (ebd., 25) aus Deutschland emigrieren – und zwar vornehmlich aufgrund seiner homosexuellen Orientierung; zuvor hatte er jedoch schon die Mutter Ritschis, eine Sängerin, verlassen. Seitdem wuchs der Junge bei Pflegeeltern auf, die ihn nach dem Krieg und der Flucht adoptierten. Das Verhältnis zu den Pflegeeltern Katzeck ist keineswegs besonders schwierig; allerdings sind deren Möglichkeiten, dem Jungen eine weiterführende Schul- und Ausbildung zu finanzieren, aufgrund der bescheidenen materiellen Verhältnisse begrenzt. Außerdem weist die Gesinnung der Pflegeeltern eine gewisse kleinbürgerliche Enge auf. Die frühe Trennung von der Mutter scheint Ritschi wenig ausgemacht zu haben, ist diese ihm doch „eigentlich recht fremd“ (ebd.) gewesen. Umso mehr klammert er sich an den abwesenden Vater, von dem er nicht einmal ein Bild besitzt. „So sah er in meiner Phantasie so herrlich aus, wie ich mir überhaupt nur einen Mann vorstellen konnte.“ (Ebd., 26) Aufs Ganze gesehen führt uns der Roman seinen jugendlichen Helden nicht als jemanden vor, der unter frühkindlichen Verlustserfahrungen sonderlich leiden würde bzw. durch seine familiäre Herkunft nachhaltig beeinträchtigt wäre. Wenn sie auch nicht auf Rosen gebettet ist, so wird diese Jungenfigur doch als halbwegs gesund gezeichnet, auch wenn sie der Wunsch, Tänzer zu werden wie der Vater, und die Abneigung gegen Kriegsspiele (ebd.) ein Stück weit zu einem Außenseiter stempeln.

4 Charakteristisch für die unmittelbaren Nachkriegsjahre war die weitverbreitete Annahme, dass die Kriegserlebnisse bei Kindern und Jugendlichen nur geringe Spätfolgen zeitigten. Insofern beteiligt sich der Roman an der Camouffierung der psychologischen Auswirkungen des Weltkrieges.

Recht normal scheint der Junge auch in seiner psychosexuellen Entwicklung zu sein. Es entwickelt sich eine erste und intensive Fernliebe zu einem älteren Mädchen der Kleinstadt. Die Pflegeeltern reagieren besorgt und wollen den Jungen strenger kontrollieren, stammt er doch nach ihrer Ansicht von recht leichtfüßigen Eltern ab (Bächler 1980, 30). Gegenüber Kaubrigh beklagt sich Ritschi darüber, dass ihn der Pflegevater nicht aufgeklärt habe. Aus der Lektüre einer „Broschüre über Jugendpsychologie“ habe er erfahren, „daß die Eltern ihre Kinder aufklären sollen“. Der Pflegevater habe ihm stattdessen das Buch entzogen und ihn zum Holzhacken geschickt (ebd., 31). So muss der Junge sich mit Hilfe eines „Konversationslexikons“ über „Ehe und Bordell und Sexualität und Befruchtung und Syphilis“ etc. informieren (ebd., 32). Man fühlt sich regelrecht in die Welt von Wedekinds *Frühlingserwachen* zurückversetzt, sowohl was die kleinbürgerliche Enge der Pflegefamilie als auch das brennende Verlangen des Jungen angeht, hinter die Geheimnisse von Liebe, Sexualität und Fortpflanzung zu gelangen.

Anders als bei Wedekind stellt sich bei Bächler allerdings die außerfamiliäre Welt dar. Da sind zunächst die Kameraden aus der „Fortbildungsschule“, die nicht nur auf „unanständige Bücher“ versessen (ebd., 33), sondern auch in hohem Maße der Onanie verfallen sind (ebd., 35). Ritschi hält sich da abseits: „Probiert hab ich’s mal aus Neugier. Aber es machte mir keinen Spaß. Das kam ja von allein im Traum.“ (Ebd.) Da wären sodann die Theaterleute zu nennen, die den naiven Jüngling mit schlüpfrigen Bemerkungen in Verlegenheit bringen und sich über dessen Unwissenheit lustig machen. Eine Schauspielerin zeigt sich ihm „splitternackt“ (ebd., 34), eine andere fragt ihn anzüglich: „Armer Junge, soll ich Dich aufklären?“, was durchaus auch praktisch gemeint war (ebd., 37). „Ich wußte Bescheid und wollte nicht“, so Ritschi im Rückblick recht selbstbewusst. Hier könnte der eigentliche Grund für die Wahl des Theatermilieus als einer der Schauplätze des Romans liegen: Bächler benötigt eine verkommene, durch Laszivität und sexuelle Libertinage gekennzeichnete Erwachsenenwelt als Kontrastfolie, um dieser gegenüber die Reinheit und Unverdorbenheit des erotischen und sexuellen Begehrens seines jugendlichen Helden umso heller erstrahlen zu lassen. Von allen hierfür infrage kommenden Gesellschaftsbereichen scheint die Welt hinter der Bühne noch die geeignetste gewesen zu sein.

Den Gipfel erwachsener Verkommenheit bildet auf den ersten Blick die Figur des berühmten Schauspielers Divorni, dessen homosexuelle Orientierung unter den Schauspielern ein offenes Geheimnis ist und einzig von Ritschi nicht bemerkt wird. Divornis wahre Leidenschaft gilt vor allem der Knabenliebe, und so bekommt der Leser die erstaunlich freizügige Schilderung der Verführung eines Jungen durch einen schwulen Erwachsenen präsentiert. Aus Sicht der Schauspiel-

truppe, und erst recht aus derjenigen der Pflegeeltern, ist Divornis Vorgehen äußerst verwerflich, so wird der den Verführungskünsten schließlich nachgebende Ritschi von ihnen als „Strichjüngling“ gebrandmarkt (Bächler 1980, 96 f.). Ist dies jedoch auch der Standpunkt des Romans? Haben wir es mit einem Werk zu tun, das Homosexualität grundsätzlich als Perversion brandmarkt? Dagegen spricht Einiges: Divorni hegt eine durchaus aufrichtige Zuneigung zu Ritschi und will ihm eine Schauspielausbildung ermöglichen; er benutzt den Jungen also keineswegs nur als Mittel der Lustbefriedigung. Ritschi selbst ist durchaus „begeistert“: „Er war so nett wie ein Schulkamerad zu mir. Er war so gar nicht stolz und herablassend, wie ich’s eigentlich erwartet hatte.“ Wenig später bekennt Ritschi, er sei „wie ein Vater“ gewesen, was ihn „glücklich“ gemacht habe (ebd., 58). Mehr noch: Er wäre „so glücklich wie noch nie vorher seit meiner Kinderzeit“ gewesen (ebd., 65). Auch erliegt Ritschi der körperlichen Schönheit und erotischen Anziehungskraft Divornis; er habe einen „fabelhaften Eindruck“ auf ihn gemacht (ebd., 44). Später genießt der Junge durchaus die Liebkosungen und das Streicheln des Älteren (ebd., 69 u. ö.). „Er sah wirklich schön aus“, bekennt Ritschi kurz vor dem Höhepunkt der erotisch-sexuellen Begegnung beider (ebd., 126). Dagegen spricht, dass der Junge in dem Augenblick entsetzt zurückweicht, in dem ihm das sexuelle Interesse des Schauspielers bewusst wird:

Nein, nie mehr will ich einen Mann so ... Wie er mich wieder küssen wollte und ich die Gier in seinen Augen sah. Ich fürchtete mich vor ihm. Ich wich zurück. [...] Gott, ich merkte, was ich...wußte endlich, was er wollte...“ (ebd.).

So hat es den Anschein, dass auch die Homosexualität dazu herhalten muss, die Verkommenheit der Erwachsenenwelt zu markieren. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass die Abwehr des Jungen anders motiviert ist: Ritschi hat zeitgleich zu seiner Affäre mit Divorni seine erste große heterosexuelle Liebesbeziehung erlebt, die in einer überaus gelungenen sexuellen Vereinigung mündete. In den Armen Divornis blitzt dem Jungen mit einem Mal die Erinnerung an seinen ersten Liebesakt mit einem Mädchen auf, der gerade mal eine Stunde zurücklag: „Wie ähnlich das jetzt, wie... Ich mußte daran denken, daß es mit Hella so ähnlich war [...]“. (Ebd.) Auch wenn unmittelbar daran der Zusatz „und doch ganz anders“ geknüpft ist, so bleibt davon doch unberührt, dass Ritschi beide Liebesverhältnisse als zumindest „ähnlich“ lustvoll erlebt. Seine Abwehr von Divornis Begehren dürfte damit der Irritation über die eigene schwankende, sowohl homo- wie heterosexuelle Orientierung entspringen, wie sie für männliche Adoleszente keineswegs untypisch ist. Die Liebesvereinigung mit Divorni kann ja nur deshalb als Untreue gegenüber und Verrat an der Liebe zu Hella empfunden werden, weil sie als gleichrangig empfunden wird. Die sich anschließende Enttäu-

schung und heftige Wut des Jungen, der sich nach einem liebevollen asexuellen Vater und einer „großen Freundschaft“ (Bächler 1980, 218) mit diesem sehnt, über die homosexuelle Orientierung des eigenen Vaters wie nun auch Divornis ließe sich dann auch als eine Abwehr des eigenen homo- wie heterosexuellen Begehrens interpretieren: „Zum Kotzen war mir. Nicht einmal an Hella dachte ich jetzt.“ (Ebd.)

Bächler steigert nun die Handlung des Romans zu einer Tragödie von antiker Wucht. Es kommt zur Anagnorisis: Ein Zufall fördert zu Tage, dass es sich bei Divorni um den eigenen Vater handelt, was beide zuvor nicht wussten. Zwar fragt Divorni während einer früheren Begegnung: „Könntest Du nicht auch in Wirklichkeit mein Sohn sein?“ Doch besinnt er sich schnell: „Nein, es ist schöner so. Es ist mir lieber so. Wir wollen gute Freunde werden.“ (Ebd., 65) Deshalb sind nach der Enthüllung beide, nicht nur Ritschi, sondern auch Divorni, völlig entsetzt. Man fühlt sich als Leser nun nicht mehr in die Welt von *Frühlingserwachen* versetzt, sondern in diejenige der expressionistischen Vater-Sohn-Dramen und deren Beschwörung des Vatemordes, zu dem es nun auch in diesem Roman der Nachkriegszeit kommt. Der wutentbrannte Junge erdrosselt seinen Vater mit dem Gürtel von dessen Bademantel. Zwar denkt der Junge nun auch an seine Mutter und den Betrug und Verrat, den der Vater an ihr begangen hat. Entscheidend ist jedoch etwas anderes: Divorni ist gleichzeitig der Vater seiner geliebten Hella, die sich damit als seine Halbschwester erweist: „Das war das Schlimmste! [...] Hella, die ich vor einer Stunde noch...die ich liebte und die mich...Es war entsetzlich! – – Alles war zerstört. Sünde war es gewesen, grauenhafte Sünde, was mich so glücklich gemacht hatte!“ (Ebd., 131) Der einfühlsame Kaubrich, dem all dies offenbart wird, reagiert, wie es sich bei solchen Tragödien gehört: „Ich stand hilflos vor diesem Schicksal. Ich suchte nach lindernden Worten und fand sie nicht.“ (Ebd.) So manchem heutigen Leser dürfte diese schicksalshafte Zuspitzung der Handlung aufgesetzt wirken, doch steht Bächlers Aufschwung zum expressionistischen Pathos in der unmittelbaren Nachkriegsliteratur keineswegs isoliert da.

Dass es sich nicht in erster Linie um einen Kriegsroman, sondern um einen tragischen Jugendroman in der Folge von *Frühlingserwachen* handelt, wird durch mehrfache intertextuelle Verweise mehr als deutlich gemacht. Divorni will Ritschi ein Engagement verschaffen und drückt diesem schon einmal das Textbuch des Wedekind'schen Dramas in die Hand. „Divorni sagte, ich soll das mal nehmen und den Melchior daraus lernen. ‚Es ist zwar kein erquickendes Stück‘, sagte er, ‚und auch schon etwas veraltet. Aber sie wollen’s in Düsseldorf doch wieder mal bringen in der nächsten Spielzeit. [...]‘“ (Ebd., 97 f.) Ritschi spürt beim Erlernen der Melchior-Rolle sowohl Nähe wie Distanz zu dem Stück aus der Zeit der Jahrhundertwende:

Ist das ein komisches Stück [...]! Kindertragödie nennt's der Wedekind. Die haben sich vielleicht angestellt im vorigen Jahrhundert, die Knaben. [...] Geträumt habe ich auch manchmal so und die Geschichten. Aber machen die ein Theater darum! [...] Aber mit der Aufklärung hat er ganz recht, der Wedekind. Ich hab's auch immer gesagt, daß einen die Eltern aufklären müßten. [...] Ich dachte mir noch, das mußt du vorher erlebt haben, eh du das spielst. (Bächler 1980, 100)

Als Beweis für den gewonnenen Abstand zu den Jugendgestalten des Wedekind'schen Stück fungiert nicht zuletzt die Liebesbeziehung zu Hella, der schönen Ballettschülerin. Bächlers Jungenfigur ist zwar kein Draufgänger und Muskelprotz, sondern eher zart und mädchenhaft, doch steht er als Liebhaber durchaus seinen Mann: „Zuerst, es ging alles so glatt und wunderbar, und ich stellte mich gar nicht so dumm an, wie ich gefürchtet hatte, zuerst störte es mich noch, daß es so gut ging.“ (Ebd., 118) Für einen kurzen Augenblick kommt bei Ritschi Eifersucht auf, dann ist alles wieder gut: „Sie lächelte nur und küßte mich noch wilder. Und ich küßte sie überall und spielte mit ihrem Haar. Wir sprachen gar nichts mehr und liebten uns eine halbe Ewigkeit.“ (Ebd.) Ritschis großspurige Rede über die Wedekind'schen Knaben hat also ihre Berechtigung; an der Liebesfähigkeit seiner beiden jugendlichen Protagonisten, so müsste man jetzt sagen, läßt der Roman keinen Zweifel aufkommen.

Umso fürchterlicher muss der Autor dann das unerklärliche Schicksal zuschlagen lassen, das den Jungen unbeabsichtigt zum Vatermörder und zum Schänder seiner Halbschwester werden läßt. Die vorausgegangene Häufung von Zufällen nimmt dem Schicksalsschlag allerdings ein Stück seiner Wucht und Unausweichlichkeit, wie man denn auch rätselt, wofür dieses – in erster Linie in der Figur des Divorni, vormals Bilbro, verkörperte – Schicksal denn stehen und welche Macht es wohl repräsentieren könnte. Auf eine erschütternde Tragödie sollte es anscheinend hinauslaufen, was den Autor verleitet hat, sich der einschlägigen Mittel aus der antiken Tragödie zu bedienen. Man tut sich schwer, darin mehr als eine wirkungsästhetische Erschütterungsmaschinerie zu sehen. Bächlers Roman partizipiert nicht zuletzt auch am Prekären des expressionistischen Pathos, das stets in Gefahr ist, ins Groteske, ja, ins Lächerliche abzugleiten. Noch einmal bäumt sich der Junge gegen sein Schicksal auf, indem er nach Berlin aufbricht, um von seiner dort lebenden Mutter zu erfahren, ob er nicht doch der Sohn eines anderen Vaters ist. Hella wäre dann nicht mehr seine Halbschwester. Doch scheint er selbst nicht daran zu glauben, und so läßt er sich gewissermaßen zur Buße an der damaligen Zonengrenze von einem Wachsoldaten erschießen.

Bächlers Roman *Der nächtliche Gast* bezeugt die große und langanhaltende Wirkung von Wedekinds *Frühlingserwachen* auf die deutschsprachige Jugend-

dichtung selbst noch der Nachkriegszeit.⁵ Der Roman endet damit, dass Kaubrigh, der einfühlsame Zuhörer von Ritschis pathetischem Schicksalsbericht, Tage später dessen Exemplar des Wedekind'schen Dramas auf seinem Schreibtisch findet. „Ich nahm das Heft und warf es zum Fenster hinaus.“ (Bächler 1980, 146) Es bleibt dem Leser überlassen, über die Gründe für diesen spontanen Akt der Entsorgung eines, ja *des* Klassikers deutschsprachiger Jugenddichtung zu spekulieren. Meine Deutung lautet: Kaubrighs spontane Handlung ist Ausdruck einer Enttäuschung und Wut darüber, dass dieses große Jugendstück gesellschaftlich letztendlich wirkungslos geblieben ist. Ein halbes Jahrhundert nach dessen Erscheinen zeigt die Gesellschaft immer noch keine Bereitschaft, für die Nöte der Jugendlichen Verständnis aufzubringen, wofür ihm der Untergang Richtis ein beredter Beweis zu sein scheint. Heutigen Lesern könnte das expressionistische Pathos der Schlusskatastrophe verstaubt, ja klammottig vorkommen. Dagegen vermag der vorausgehende Pubertätsroman über die schwankende sexuelle Orientierung eines jugendlichen Protagonisten auch heute noch zu fesseln.

Wie schafft man es nun, einen in der Tradition von *Frühlingserwachen* stehenden spätexpressionistischen Jugendroman in einen zeitgeschichtlichen Kriegs- bzw. Nachkriegsroman umzudeuten? Bächler habe, so Michael Krüger in dem bereits erwähnten Nachwort, in diesem Roman das Schicksal seiner Generation, der jungen Kriegsheimkehrer gestalten wollen, denen ein „Freispruch [...] als Aufforderung zum Weiterleben“ (ebd., 153) gewährt wurde, den aber Ritschi – als vermeintlicher Repräsentant dieser Generation – mit seiner aus Buße erfolgten Selbstopferung zurückweise. Warum hat der Autor, so fragt sich Krüger selbst, „sein Problem nicht an einer Kriegssituation verdeutlicht“ (ebd., 155)? Warum habe er stattdessen „sich das scheinbar entlegenste Beispiel gewählt, um sein Problem vorzutragen“ (ebd., 156)? Krüger bleibt eine überzeugende Antwort hierauf schuldig, wie auch seine These, dass das „Schema des ‚Nächtlichen Gastes‘ [...] sich leicht auf eine Kriegssituation applizieren“ lässt, kaum nachvollziehbar ist. Krügers Nicht-Wahrhaben-Wollen des meiner Sicht nach eigentlichen Themas dieses Romans – die fortdauernde Not der Jugend – ist symptomatisch für weite Bereiche der deutschsprachigen Literaturkritik und Literaturwissenschaft. Sich auf literarische Texte einzulassen, welche die moderne Jugendphase, welche Pubertät und Adoleszenz und das mit ihnen einhergehende Gefühlschaos vergegenwärtigen, kann nur zu leicht zu einer Bedrohung der psychischen Stabilität erwachsener Leser und Interpreten werden. Die hier stattfindende Abwehr führt

5 Was die Zwischenkriegszeit angeht, so sei hier nur auf die Jugendromane *Jahrgang 1902* (1928) von Ernst Gläser und *Alf* (1929) von Bruno Vogel verwiesen.

Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

Downloaded from PubFactory at 08/24/2019 05:06:04PM

via free access

oft zu der festen Überzeugung, dass es eigentlich um etwas ganz anderes gehe. Nicht zuletzt hat man darüber hinaus zuweilen den Eindruck, dass die mitunter verächtliche Geringschätzung der Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft im universitären Kontext ganz ähnlichen Abwehrmechanismen entspringen könnte.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Bächler, Wolfgang: Der nächtliche Gast. Roman. Mit e. Nachw. von Michael Krüger. Frankfurt a. M. [u. a.]: Ullstein Verlag 1980 (Ullstein Buch; 26032) (Literatur heute).

Glaeser, Ernst: Jahrgang 1902. Potsdam: Kiepenheuer 1928. – 51.-65. Tsd. Berlin: Kiepenheuer 1929.

Vogel, Bruno: Alf. Eine Skizze. Berlin: Asy-Verl. 1929. – 3. Aufl. Lollar/Lahn: Achenbach 1977.

Sekundärliteratur

Berthold, Sabine: Doppelbelichtung. Die 50er Jahre in Romanen der Weimarer Jugendgeneration und der 68er-Generation. Heidelberg: Winter 2008 (Frankfurter Beiträge zur Germanistik; 47).

Ewers, Hans-Heino: Jugendroman und Jugendromanforschung. In: Ders.: Literaturanspruch und Unterhaltungsabsicht. Studien zur Entwicklung der Kinder- und Jugendliteratur im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Lang 2013 (Kinder- und Jugendkultur, -literatur und -medien; 85), 251–278.

Freese, Peter: Die Initiationsreise. Studien zum jugendlichen Helden im modernen amerikanischen Roman. Mit einer exemplarischen Analyse von J. D. Salingers ‚The Catcher in the Rye‘. Neumünster: Wachholtz 1971.

Heller, Arno: Odyssee zum Selbst. Zur Gestaltung jugendlicher Identitätssuche im neueren amerikanischen Roman. Innsbruck: Innsbrucker Ges. zur Pflege der Geisteswiss. [u. a.] 1973 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft; 32).

Steinz, Jörg/Andrea Weinmann: Die Kinder- und Jugendliteratur der Bundesrepublik nach 1945. In: Günter Lange (Hrsg.): Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 1: Grundlagen – Gattungen. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren 2000, 97–136.

Erich Schön (Konstanz)

Zur Archäologie der modernen Lesepropädeutik im 18. Jahrhundert

Die Geschichte des Lesens ist verbunden mit seiner pädagogischen Regulation. Diese ist bestimmt vom Verständnis, was denn Literatur und was ihre Funktion, und ob sie überhaupt legitim sei. So liegt der Anfang der modernen Lesepropädeutik in jenem Moment, in dem der Beginn unseres heutigen Verständnisses von Literatur und der der heutigen Lesekultur liegt. Darauf hat als einer der Ersten Otto Brunken aufmerksam gemacht. (Brunken 1990)

Die moderne Diskussion um das Lesen begann als Diskussion der Legitimation fiktionaler Literatur und stand im Zusammenhang mit der Diskussion um die Berechtigung des Theaters, in der m.m. die gleichen Argumente pro wie contra fallen. Sie überschneidet sich mit der akademischen Romanpoetik und schließlich mit der bürgerlichen Polemik gegen den Galanten Roman, weil die Romanpoetik eben den Galanten Roman zur literarhistorischen Substanz hatte. Der Galante Roman – der weit zahlreicher war, als man lange glaubte (alleine in den beiden Jahrzehnten um 1700 erschienen ca. 450 Werke!) – war Lektüre für Frauen. Sein Ende Anfang des 18. Jahrhunderts wurde begleitet von der Polemik der Moralischen Wochenschriften gegen ihn. Hier müssen wir also einsetzen, beim Galanten Roman des Rokoko bzw. der ‘Galanten Zeit’.

Am Beginn der modernen Romanpoetik in Deutschland stand ein Franzose: P.D. Huet. Bei ihm finden wir die zentralen Momente der poetologischen Bestimmung des Romans um 1700: Der Roman galt nicht als Kunstgattung; die Antike bot keine Vorbilder; und dem entsprechend gab es in der Poetik der Renaissance (Scaliger) und des Barock (Gryphius, Opitz) keinen Platz in der Systematik:

... was man aber heut zu Tage Romans heisset / sind auß Kunst gezierte und beschriebene Liebes Geschichten in ungebundener Rede zu unterrichtung und Lust des Lesers. Ich sage von Liebes Geschichten den dieselbe sind das vornehmste Stück in den Romanen: Gezierete Sachen / umb dieselbe zu unterscheiden von warhafften Geschichten. [...] Die Gedichten sind mehr geregelt und befalet / haben weniger Materie und Geschichte. Die Romanen aber haben davon mehr: nachdem sie weniger umbschweiffe gebrauchen / spannen sie den Geist nicht so sehr ein.

Mit einem Wort / die Gedichte haben zum Fundament eine Kriegs oder Staats verrichtung / und sprechen nicht anders / alß bey gelegenheit von Liebes sachen. Die Romanen hergegen haben die Liebe zu ihrem vornehmsten Object, und sprechen nur ohngefehr und zufälliger weise von Estats und Kriegs=sachen. (Huet 1670, dt. 1682, 104–107)

Die Diskussion zu Beginn des 18. Jahrhunderts stand in der Tradition älterer Lese-Diskussionen. Da ist der Streit der Calvinisten im späten 17. und der Pietisten im frühen 18. Jahrhundert um die *Adiaphora* (die ‚Mitteldinge‘, Musik, Tanz, Theater oder eben Lesen). Sie sind in orthodoxer protestantischer Sicht weder gut noch böse, also erlaubt; in calvinistischer und z. T. pietistischer Sicht aber nicht. Dabei berief man sich auf Paulus und die Kirchenväter. Freilich ist da gar nicht viel zu finden. Bei Paulus heißt es im 1. Brief an Timotheus nur (IV, 7): „Mit den unheiligen albernen Geschichten befasse dich nicht; übe dich vielmehr in der Frömmigkeit!“ Die calvinistischen Argumente – und die pietistischen unterscheiden sich nicht grundsätzlich – versammelt Heidegger 1698. Seine Argumentation hat zum Kern, die Legitimation fiktionaler Literatur und von da her ihrer Lektüre zu bestreiten.

... wer Romane list / der list Lügen. [...] Allein daran dencket niemand / wenn er sie so begierlich liest: Ich kann nicht anderst befinden und gewahren / als das man alles wahr glaubet. Man wird jenem Narren gleich / der da er ein Hirschen-Geweyh an der Wand gesehen festiglich geglaubt / es steckt ein wahrer Hirsch darhinder. Man macht sich im Kopf vil imaginirte Umstände / und Gemähld / wie alles ist hergegangen. Die Roman-Schreiber betriegen uns / wie die schlechte Mahler und Wand-Dorcker / welche Schlös-ser / Bösche / See / Brücken / Gärten etc. umher schmieren / die nirgend seyn!
 [Die Romane] machen die wahrhaftige Geschichten zu Lügen / sie liegen nicht allein / sondern affrontieren auch höchlich die unschuldige Wahrheit / und indem sie mit ihrem Lügenschmier dieselbige verstellen / und was einem nachsinnenden Gemüth / das ärgste und unerleidlichste ist / fälschen und erstücken sie auß eigenem Stör-Kopff die Eventus und Verläuffe / die der Höchste der in dem Himmel ist / und schaffet was Er will / auß geheimem Raht-Schluß / zu seiner Ehr / auff seine Weise geordnet. (Heidegger 1698, 71, 72f., 74)

Gott ist allmächtig und gütig; deshalb hat er die beste aller möglichen Welten geschaffen. Wenn sich ein Poet eine fiktive Welt ausdenkt, dann impliziert das, es könne eine bessere Welt als die bestehende geben – und stellt deshalb die Allmacht und Güte Gottes in Frage. Das ist in letzter Konsequenz Gotteslästerung. Daneben stehen bei Heidegger das Argument der verlorenen Zeit, die man besser auf sein Seelenheil verwende, und das der unmoralischen Wirkung der Romane, die ja „erdichtete Geschichte von Liebesbegebenheiten“ (Huet) sind und für Heidegger deshalb „Zunder der Affecten / und Reitzer der Gottlosigkeit“.

Argumente der *Adiaphora*-Diskussion sind noch im ganzen 18. Jahrhundert erkennbar, aber die nicht mehr religiöse, sondern aufklärerische Diskussion des 18. Jahrhunderts differenzierte nach der sozialen Bedeutung des Lesens; sie stellte nicht mehr die Literatur als solche in Frage, sondern diskutierte, wer was wann und wie lesen solle. Sie hatte die Frauen und männlichen Jugendlichen des

Bürgertums im Blick; erst im letzten Drittel des Jahrhunderts kamen die Unterschichten dazu.

In der Frage, ob das Lesen der Frauen zu befördern oder zu beschränken sei, war das frühe 18. Jahrhundert ambivalent. Ihnen kam in der neuen bürgerlichen Arbeitsteilung, ideologisch überhöht als Dissoziierung der Geschlechtscharaktere, diese Tätigkeit zu – und man hat bei manchen Zeugnissen fast den Eindruck, dass die Männer nachgerade froh waren, wenn ihnen die Frauen dies abnahmen: „Die Weiber sind sitzender Arbeit gewohnt / Ihr Gehirn ist feucht/ und ihr Gedächtniß glückselig. Sie sollen zu Hause bleiben/ und können also des Bücher-Lesens besser abwarten/ als manche Männer.“ (Paullini 1705, 10)

Zugleich polemisierten die Wochenschriften gegen das Lesen der Frauen. Es ist eine Polemik gegen die Übernahme adliger Standards durch die Frauen des Bürgertums, das im sozialen Aufstieg mit dem Adel konkurrierte. Es war zugleich eine bürgerliche Polemik gegen galantes Lesen und den Galanten Roman. Die Kritik war aufklärerisch: Sie liegt im Vorwurf der verschwendeten Zeit, der aber jetzt nicht mehr die versäumte Tätigkeit für das Seelenheil sah, sondern das Versäumnis nützlicher Tätigkeiten und die Vernachlässigung der Pflichten in Beruf (Studenten!) und Haushalt (Frauen!) Hauptvorwurf bleibt aber lange, dass die Romane Liebesgeschichten sind und zur Unmoral verführen.

Die Kritik entzündete sich daran, dass die in den Galanten Romanen gezeigten Verhaltensweisen (v. a. auch die ältere, vorbürgerliche Liebesauffassung des „amour passion“) und die Funktion der Lektüre nicht mit den bürgerlichen moralischen und Arbeitsnormen vereinbar waren.¹ Daneben stand der Vorwurf, dass die Romane Fabelhaftes, Phantastisches enthalten, das der Wahrscheinlichkeit widerspricht; dass sie eine Welt der Phantasien entwerfen, die mit dem rationalen Weltbild der Aufklärer nicht vereinbar war. Das war ein anderer Akzent als bei den Calvinisten, denn jetzt hieß das, dass Erdichtungen akzeptiert werden, wenn sie nur vernünftig sind, der Wahrscheinlichkeit nicht widersprechen. Dies war nur eben bei den Galanten Romanen nicht der Fall. Weiter warf man ihnen vor, das galante Verhalten zu lehren. Da dies für die Moralischen Wochenschriften ein elegantes, aber amoralisches und nichtsnutziges ist, wird damit zugleich polemisiert gegen das Lebensideal des Adels, das ja auch für das emporgewonnene Bürgertum attraktiv war. In der Tat hatten die Theoretiker des Galanten Romans diesen als Lehrbuch der Rhetorik, des Anstandes und des ‚politischen‘ Verhaltens empfohlen. Dazu kam der Vorwurf, den guten Geschmack zu verderben, worin

1 Aber: Zwar nicht die erotische Literatur, aber die Pornographie ist ein Kind der Aufklärung!

sich aber der historische Geschmackswandel spiegelt, da Barockrhetorik und galanter Complimentierstil jetzt als unnatürlich gelten. Die Heftigkeit der Polemik gegen das Lesen in verschiedenen historischen Momenten ist aber stets zugleich Indiz für seine reale Verbreitung. Die Kritik der Galanten Romane könnte deshalb anzeigen, wie sehr sie tatsächlich gelesen wurden.

Abb. 1. Pierre Francois Basan (1723–1797): *L'amour Europeen*. Kupferstich nach einem Gemälde von Charles Dominique Eisen (1720–1778)



L'AMOUR EUROPEEN

*Cette fière Beauté, de l'Amour qu'elle brave
Sont en secret toute l'ardeur :*

*Mais de ses Sens Maître et jouant la
Ainsi de son amant elle fait son Esclave*

Französischer Kupferstich von F. Basan nach einem Gemälde von Ch. Eisen. Um 1775

Welche Art von Lektüre empfehlen nun die Moralischen Wochenschriften? Im Prinzip könnte man das *ex negativo* aus der Kritik rekonstruieren; aber freilich gab es nur wenig, was dem positiv entsprochen hätte:

Und will man ja etwas annehmliches lesen, sind moralische Schriften uns zu ernsthaft, ey so nimm doch den Spectateur, oder kannstu, mein Poete, nicht Frantzösisch, so nimm den Hamburgischen Patrioten in die Hände, worinnen die christlichsten Gedancken zu deiner Erbauung anzutreffen, zu welchen ich billig den Telemaque, Englischen Robinson und Ramsegs Cyrum rechne, die ihr verdientes Lob in gantz Europa von den gelehrtesten Leuten erlanget, und sonder Anstoß können gelesen werden. (Scheibel 1734, 88, zit. nach Vosskamp 1973, 242)

Priorität haben „moralische Schriften“; einerseits religiöse Literatur: Erbauungsbücher, Andachtsliteratur, Predigtsammlungen, Literatur, die für ein erbauliches Lesemuster konzipiert ist; andererseits Aufklärungsschriften: Abhandlungen, Traktate, Kalender, Sachliteratur also, für ein didaktisches Lesemuster. Aber was, wenn das „zu ernsthaft“ ist? Für diesen Fall empfehlen die Wochenschriften: sich selbst und andere Moralische Wochenschriften, auch die englischen und französischen Vorbilder. Auch hier ist das Rezeptionsmuster der Erbauung möglich. Empfohlen wurde nicht-fiktionale Literatur, vor allem die Historie: Geschichte, als Repertoire exemplarischer Ereignisse, vermittelt keine Alteritätserfahrung, sondern lässt eine auf das Rezeptionsmuster der Imitation zielende exemplarische Lektüre zu („*historia magistra vitae*“): das didaktische Rezeptionsmuster der Belehrung (durch Imitation). Und schließlich gibt es einige Romane, die empfohlen werden – aber natürlich keine galanten. *Gullivers Reisen* werden genannt, und natürlich *Robinson Crusoe*. Bald sollte es auch in Deutschland Romane geben, die in dieses positive Schema passten: Dieses Schema war: „annehmlich“ + erbaulich bzw. belehrend.

Eine Veränderung im Verhältnis des Bürgertums zum Roman trat in den 1740er Jahren ein. Der Umschwung war dadurch motiviert, dass man Beispiele für andere als die Galanten Romane bekam: Romane, die sich als aufklärerisch-moralische Zweckform nutzen und so legitimieren lassen. Diese Funktionen, das didaktische oder erbauliche Lesemuster, führten zur Propagierung der Nützlichkeit des Lesens. Die Lesepropädeutik bezog sich deshalb mit dem Tenor, zur Belehrung und Erbauung solle man lesen, auf Lesehaltung bzw. Leseweise, und als Konsequenz daraus auf die Auswahl der Lektüre.

2 Es sei daran erinnert, dass „moralisch“ im 18. Jahrhundert auch Bedeutungsdimensionen hat, die wir heute mit „(gesellschafts-)politisch“, „gesellschaftlich“ oder „staatsbürgerlich“ bezeichnen.

Ein Roman, welcher Nutzen bringen soll, muß [...] die Thorheiten der Menschen kenntbar machen, er muß die Tugend befördern, edle Regungen in den Gemüthern erwecken, die Laster verabscheuen lassen, kurz, er muß sie klug, verständig und tugendhaft machen. Dahin müssen alle Vorstellungen gerichtet seyn und diese muß er durch den Vortrag und die Schreibart befördern helfen. Damit ich einen vollständigen Begriff davon gebe, so darf ich nur die „Clelie“ und die „Pamela“ nennen, welche so beschaffen sind, dass sie in dieser Art jedermann zum Muster dienen können. Denn diese haben sich den Endzweck, die Tugend auszubreiten, vorgesetzt, und vielleicht schon öfters erhalten. Sie haben das Vergnügen gesucht und dasselbe ihren Lesern auf eine angenehme Art gegeben. Die Abschilderungen sind natürlich, lebhaft, artig; der Vortrag ist rührend und reizend, und die Schreibart vernünfftig, rein, edel. (*Der Zeitvertreiber* 1745, zit. nach Martens 1968/1971, 512)

Ein Roman, der diesen Forderungen entsprach – und damit der erste deutsche Roman, den auch eine ehrbare Bürgersfrau lesen konnte, erschien wenig später: Gellerts *Leben der Schwedischen Gräfin von G*** (1746/47). Die Legitimation des Romans nicht von der künstlerischen Form, sondern von den aufklärerischen Funktionen und damit vom Stoff her, bedeutet aber, dass im Laufe des Jahrhunderts und besonders gegen sein Ende hin diese Legitimation wieder wegfiel: Schon ab den 60er/70er Jahren war diese Art der Lesepropädeutik vom realen Lesen und von der Veränderung des Romans überholt. Er hatte sich von seiner Beschränkung auf Belehrung und Erbauung emanzipiert und wurde wegen der in der Lektüre selbst zu erlangenden Gratifikationen gelesen.

Das zentrale Moment der Kritik um 1800 betraf Motivation, Lesehaltung und Leseweise. Nun waren es ja andere Bücher, die man las: Kritik am Lesen war jetzt nicht mehr Kritik am Roman, sondern an der Empfindsamkeit oder vielmehr an ihrer Trivialisierung als ‚Empfindelei‘. Gegen Jahrhundertende wurde deshalb oft von denselben aufklärerischen Positionen her, von denen um die Jahrhundertmitte für das Lesen geworben wurde, wieder gegen das Lesen polemisiert.

Wichtiges Medium für die Diskussion um das ‚richtige‘ Lesen, die ja v. a. das Lesen der Frauen betrifft, sind die Frauenromane selbst, in denen modellhaft, negativ und positiv, Lesesituationen gestaltet werden. Die *Schwedische Gräfin*: „Der Büchersaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die teils historisch, teils witzig, teils moralisch waren, die schönsten Stellen vor“ (Gellert 1747, 18 f.).

Abb. 2. Johann Andreas Benjamin Nothnagel (1729–1804):
Mädchen, in „Werthers Leiden“ lesend. Feder- und Tuschzeichnung.



Ganz anders die Lektüre, die in der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* die Frau von dem Mann erhält, dem sie – wenngleich betrügerisch – angetraut ist. Der „Böswicht“ Lord Derby versucht seine „Ehefrau“ empfänglich zu machen:

Ich hatte ihr englische Schriften gegeben, die mit den feurigsten und lebendigsten Gemälden der Wollust angefüllt waren. Ich hoffte, dass einige Funken davon die entzündbare Seite ihrer Einbildungskraft treffen sollten: aber ihre widersinnige Tugend verbrannte meine Bücher, ohne ihr mehr zu erlauben, als sie durchzublätern, und zu verdammen. (LaRoche 1771/72; 222, vgl. auch 49, 81, 272)

Ein Frauenroman, in dem das Lesen in allen seinen Aspekten dargestellt wird – fast ein weibliches Gegenstück zum *Anton Reiser* –, ist *Julchen Grünthal* von Unger. *Julchen Grünthal* steht für die schlechten Wirkungen der Romanlektüre, beginnend mit Rousseaus *Neuer Heloise*, die Julchen ihrer „Madame“ vorliest:

Madame hatte ein neues Buch bekommen; ich sollte laut lesen [...] Es war mir ärgerlich. Aber, welch' ein Buch war das! Vermuthlich kennen Sie es, wenn gleich ich Neuling es nicht kenne; es heißt die *neue Heloise*. Jedes Wort war mir aus der Seele geschrieben, jedes

schrub sich glühend in mein Herz. Sogar Übereinstimmung der Namen, Julie! – Es war, als hört ich jemand anders rufen. Ich versetzte mich leicht in Juliens Lage; und gewiß ich glühte über und über. Wir lasen bis zwölf Uhr; und ich hätte, ohne müde zu werden, wieder bis zwölf gelesen. Jetzt zu Bette gehen, war mir unmöglich. Meine Seele war wie aufgelöst; tausend Bilder umschwammen mich. Ich war Julie, und haben Sie Mitleiden mit mir; ich darf Ihnen nie wieder ins Gesicht sehen – meine Einbildungskraft war auf's höchste gespannt.

Voll dieser Empfindungen kam ich nach Hause [...] Ich warf mich auf einen Stuhl. Mein Herz war voll und gepreßt. Ich dachte nichts Bestimmtes; ein dunkles Sehnen stimmte mich zur Wehmut. Thränen brachen unwillkürlich hervor; ich erschrak über meinen Zustand, und die Thränen flossen noch häufiger.

Bei Julchen hat das Lesen den Erfolg, den sich Derby bei der Sternheim wünschte (pagina jungit amicos... an jenem Tage lasen sie nicht weiter...): Die Lektüre wird ihr zum Verhängnis; sie hat am moralischen und sozialen Abstieg Julchens entscheidenden Anteil. Im Hause ihrer Tante lebend, lässt sie sich auf ein Verhältnis mit deren Mann ein. Die Hausherrin:

Ich fand sie nicht. Mein Hausmädchen sagte mit schlauem Blicke: ‚Mamsel Grünthal ist bei dem Herrn; sie lesen wieder miteinander.‘ Ich unterdrückte den Unwillen [...] blieb vor der Thür stehen. Sie lasen wirklich. Karl deklamierte ihr mit dem feurigsten Ausdrücke, in einer der Sache anpassenden Stellung, eine Stelle aus Göthe's Stelle (sic!) vor [...] Wechselseitig las Karl und Julchen. Ich hatte vorher noch nie ihren Ton sich so bis zur höchsten Leidenschaft erheben hören. Sie saßen auf einem, der Thüre gegenüberstehenden Sopha, sich fest umschlingend. (Unger 1784/1798/1991, 267 f., 269 f., 399 f.)

Das späte 18. Jahrhundert war die Zeit einer ausschweifenden ‚Lesesucht‘-Diskussion. Einer ihrer Hauptvertreter ist Campe. Er definierte: „Lesesucht, die Sucht, d. h. die unmäßige, unregelmäßige auf Kosten anderer nöthiger Beschäftigungen befriedigte Begierde zu lesen, sich durch Bücherlesen zu vergnügen.“ (Campe 1806, zit. nach König 1977, 92)

Die Kritiker waren von jenem Lesen irritiert, das geeignet ist, den Lesenden durch die Ausbildung individualisierender Erfahrungen seiner sozialen Umgebung zu entfremden. Die Aufklärung aber war eine bürgerliche Gemeinschaftskultur. Da war gesellschaftsabgewandte, gesellschaftlich unfunktionale, weil aus der „Begierde [...] sich durch Bücherlesen zu vergnügen“ heraus unternommene Lektüre unerwünscht. Die ‚Lesesucht‘-Kritik im späten 18. Jahrhundert und um 1800 zielt auf Jugendliche, auf die Unterschichten, vor allem aber auf (bürgerliche) Frauen.

Für die „noch unbestimmte Jugend, deren Grundsätze noch hin und her schwanken“, tritt neben das Argument der Vernachlässigung der Ausbildung jetzt auch das der Altersunangemessenheit bestimmter Lektüre: Romane sollen

erst gelesen werden, wenn genügend „Kenntnisse der Welt und der Menschen“ vorhanden sind, um die „idealische Welt“ der Romane als solche zu erkennen: „Man lese keine Romanen, so lange der Kopf noch nicht mit philosophischen Kenntnissen aufgefüllt, und zum Selbstdenken vorbereitet ist. Ein Grund, warum Kinder und Knaben davon abgehalten werden müssen.“ (Mauchart 1789, 174)

Erst nach Festigung der Ich-Identität in der Adoleszenz, so reformulieren wir das, kann empathische Lektüre mit ihrer zeitweiligen Übernahme fremder Identitäten verarbeitet werden. Diese Argumentation ist Reflex der Entstehung der Kindheit, bei der zuerst für die Kinder des Bürgertums Kindheit als Moratorium, als Phase vorübergehender gesellschaftlicher Entpflichtung ausgebildet wird. Derart wurde die ‚Lesesucht‘-Phase zu dem bis weit ins 20. Jahrhundert (und m.m. bis heute?) bekannten Phänomen der literarischen Pubertät. 1789 lässt der Verfasser eines „*Familiengesprächs*“ den Mann zu seiner Frau sagen: „Ich bin auch jung gewesen, Emma, und habe verschlungen, was zu lesen war.“ (*Familiengespräch* 1789, 747) Aber als Erwachsener liest er eben keine Romane mehr und betrachtet auch die Romaneleserei von Frau und Tochter mit Misstrauen.

Und es beunruhigte die „Erscheinung der itztigen Lesewuth bey Volksklassen, die sonst wenig oder nichts lasen“ (Westenrieder 1800, 299). Nicht nur billigt das Bürgertum den unteren Volksklassen nur eine „begrenzte Aufklärung“ zu; die Kritiker suchten das Belletristik-Lesen einzudämmen, wenn sie bei den Schichten unterhalb des Bürgertums deren Arbeitsamkeit gefährdet sahen. Dass verlorene (Arbeits-)Zeit und Geld Schaden für Haushalt und Nationalökonomie befürchten lassen, ist aber nur Facette der kaum noch systematisierbaren Kritik. Argumentiert wurde politisch, pädagogisch, diätetisch, physiologisch, erfahrungsseelenkundlich, psychopathologisch und sogar in medizinischen Dissertationen. (Röling 1824)

Es ist kein Zweifel, daß überhäuftes, zumal ein solches Lesen, wobey die Seele ihre Ideen nicht mit einer gewissen Klarheit und Heiterkeit umfaßt, wobey sie sich keines Zuwachses an innerer Vollkommenheit bewußt ist, den Körper schwächt und zerrüttet. Das gar nicht einmal gerechnet, dass es die Organe unmittelbar angreift, durch die der Verstand vorzüglich seine Wirksamkeit äußert, und also auch dadurch den Einfluß des letzteren hemmet: erzeugt die erzwungene Lage und der Mangel aller körperlichen Bewegung bey dem Lesen, in Verbindung mit der so gewaltsamen Abwechslung von Vorstellungen und Empfindungen, Schlawheit, Verschleimung, Blähungen und Verstopfungen in den Eingeweiden, mit einem Worte, Hypochondrie, die bekanntermaßen bey beyden, namentlich bey dem weiblichen Geschlechte, recht eigentlich auf die Geschlechtstheile wirkt, Stockungen und Verderbnis im Blute, reizende Schärpen und Abspannung im Nervensysteme, Siechheit und Weichlichkeit im ganzen Körper. (Bauer 1791, 189 f.)

Man weiß nicht recht, ob hier nur ein pathologischer Sachverhalt supponiert wird, oder ob dieser Diskurs selbst pathologisch ist.

Die auf die Frauen, v. a. auf die Töchter des Bürgertums zielende ‚Lesesucht‘-Diskussion war Gegenstück zu der auf männliche Jugendliche gerichteten Masturbations-Diskussion. Doch sind beide eigentlich identisch. Allenfalls gilt, dass für die Frauen das Lesen quasi zwischengeschaltet wird: gemeint ist auch hier die Selbstbefriedigung, nur dass für sie die Rolle der im Lesen erregten Phantasie für wichtiger eingeschätzt wird als bei den männlichen Jugendlichen.

Abb. 3. Francois Hubert: „Hony soit qui mal Y pense“ 1777. Kupferstich nach einem Bild von Claude Francois (? oder: Philippe) Carême



290 Galanter französischer Kupferstich von Hubert nach einem Bilde von Carême. 1777

Die Empfindsamkeit ist eine der schädlichsten Krankheiten der menschlichen Seele. [...] Zu [ihren physischen Ursachen] rechne ich die körperliche Verzärtelung, die fast noch allgemein bey der Erziehung der vornehmen Stände herrscht; zu viel warme Getränke, wodurch frühzeitig die Fasern des Kindes erschlaffen; gewürzte und die Sinnlichkeit reizende Speisen, und vornehmlich die bey unsrer Jugend so sehr eingerissene Begierde sich, oft früher als mans glaubt, einen gewissen unerlaubten Kitzel zu verschaffen. Ich möchte beynahe behaupten, ohnerachtet ich kein Arzt bin, daß die meisten empfindsamen Leute Onanisten gewesen sind, und daß sonderlich dies der Fall bei dem weiblichen Geschlecht ist. Durch jenen Kitzel wird nach und nach die Festigkeit der Natur untergraben, der Körper schlaff gemacht, die Sinnlichkeit bis zu einem erstaunlichen Grade gereizt, und die Einbildungskraft mit unaufhörlichen Wollustbildern genährt. [...]

[Eine der moralischen Ursachen ist] Romanlectüre. Wenn unsere Zeiten viel mehr Helden und Narren der Empfindsamkeit aufgestellt haben, als die vorigen; so ist gewiß die häufige Romanlectüre, welche jetzt selbst unter den niederen Ständen herrscht, hauptsächlich Schuld daran. Der empfindelnde Ton, wodurch sich unsere Romane auszeichnen, und wodurch das Denken so wenig, das Gefühl der Zärtlichkeit hingegen so sehr genährt wird; die sinnlichen Gemälde der Liebe, welche darin vorgestellt werden; die verführerische Sprache, welche diese Liebe redet, stimmen unmerklich die Seele der Leser, sonderlich der Leserinnen zu gleichen Empfindungen. (Pockels, 1788, 130–138)

Oder:

Allein solche Romanen und solche Leser mögen wohl immer den geringern Theil ausmachen, für den größern haben sie gewöhnlich mehr schlimme als gute Folgen. [...] Daher die vielen traurigen und schrecklichen Beispiele von gänzlicher Ueberspannung, Verrückung und Wahnsinn, die durch übertriebenes Lesen der Romanen bei jungen Leuten, besonders vom anderen Geschlecht, bewirkt wurden. (Mauchart 1789, 172 f.)

Die ‚Lesesucht‘-Diskussion des späten 18. Jahrhunderts ging über in jene, die beteiligt war an der Abgrenzung einer ‚trivialen‘ Literatur von ‚höherer‘ Dichtung. Wo man bis dahin zwar Qualitätsunterschiede sah, aber dabei ein Kontinuum von Texten, wird zur Zeit der Klassik eine kategoriale Differenz etabliert. Mit dieser Grenzziehung zwischen Kunst und Trivilliteratur als einer zwischen zwei Kulturen hat diese Argumentation sozial abgrenzende Funktion, ist doch ‚Trivilliteratur‘ von Dichtung nicht nur ästhetisch unterschieden, sondern sozial stigmatisierend. Im 19. Jahrhundert wird diese polemische Distanzierung durch literarische Wertung als „Schmutz- und Schund“-Debatte weitergeführt werden.

Die Frauen als Objekt der ‚Lesesucht‘-Diskussion

Die Lebenssituation des unternehmerischen wie des Beamten-Bürgertums begünstigte es, dass sich die moderne Polarisierung der Geschlechtercharaktere hier früher und deutlicher ausbildete als in anderen Schichten. Folge war kultur-

soziologisch eine Arbeitsteilung von Mann und Frau, v. a. die Freisetzung der von außerhäuslicher Arbeit entlasteten Frau für die Lektüre, weiterhin die Ausbildung einer speziell bürgerlichen und für die Literatur speziell weiblichen Bedürfnisstruktur. Literatursoziologisch ergab diese Geschlechterrollenverteilung klare Zuordnungen: Die Männer lesen, abgesehen von berufsbezogener Lektüre, die Zeitung, politische oder überhaupt Sachliteratur; Publikum der Belletristik sind im 18. Jahrhundert – wie dann auch im 19. – fast nur die Frauen. Dieses Lesen der Frauen ist Teil jener Konsumtion, auf die sie tendenziell konzentriert sind; im 19. Jahrhundert wird daran das Moment des demonstrativen Konsums immer offener werden. Doch dürften sich für die Frauen die speziellen Motivationen für die Zuwendung zu Literatur wesentlich daraus ergeben, dass dabei die Leserinnen – junge Mädchen wie erwachsene Frauen – sich im Medium literarischer Phantasien ersatzhaft jene Handlungsmöglichkeiten erschließen wollen, die ihnen wegen der erfolgten Differenzierung der Geschlechtercharaktere in der realen Alltagswelt vielleicht sogar mehr als früher versagt sind.

Zwar lesen auch die Männer. Aber während das Lesen der Frauen im häuslichen Bereich der Entlastung von produktiver Tätigkeit stattfindet, wird im Erfahrungsbereich der Männer die Denkform der ‚freien Zeit‘ ausgebildet. Ihre Situation außerhäuslicher Tätigkeit lässt ja die moderne kategoriale Trennung von Arbeit und Freizeit entstehen. Solche ‚freie Zeit‘ ist nicht nur quantitativ, sondern wichtiger noch mentalitätsmäßig als disponible Zeit nach der Arbeit, kategorial getrennt von dieser, Voraussetzung für Lektüre oder Theaterbesuch. Diese verschiedenen Räume weiblichen und männlichen Lesens sind auch als Folie für die ‚Lesesucht‘-Kritik wichtig, da sie sich am männlichen Modell der räumlichen und zeitlichen Trennung von Arbeit und Freizeit orientiert, nicht am ‚gemischten‘ Arbeitszusammenhang der Frauen. „Dann erst ist die Lectüre zu gestatten, wenn wir unsere Berufsgeschäfte mit Sorgfalt abgewartet haben, um damit die müßigen Abend= oder Sonntagsstunden auszufüllen“ (Beobachtende Blicke... 1806, 439). Aber Vorsicht: Auch nicht zu tief in die Nacht hinein! Abendliche, nächtliche Lektüre führt zu Alpträumen.

Abb. 4. Daniel N. Chodowiecki: Illustration zu: Francis Coventry: *Der kleine Cäsar*. Leipzig 1782. (Engelmann 431)



Am Ende des 18. Jahrhunderts ist ‚Zeit zum Lesen‘ für die Bürgerfrauen etwas anderes als jene Zeit zum Lesen, die die adligen Leserinnen der Romane des 17. und frühen 18. Jahrhunderts gehabt hatten. Jene konnten als Angehörige einer von Erwerbstätigkeit freien Klasse sich ganz dem Gelesenen widmen; für Huet war Romanlektüre noch ein „erlaubtes Vergnügen ehrbarer Müssiggänger“³: Lesen statt Arbeit einst, Lesen nach der Arbeit jetzt. Für die bürgerlichen Frauen erweist sich die Forderung, Lesen sei nur dann und nur soweit zu gestatten, wie häusliche Arbeiten nicht vernachlässigt werden, als Indiz für die Notwendigkeit, die fiktionalen Wirklichkeiten mit einer nicht-literarischen Alltagswelt zu vermitteln.

K[arl] Eben so gewinnt auch Der manche Stunde, der sich gewöhnt, mehrere Sachen auf Einmal zu gleich zu thun: indem er z. B. frühstückt, liest er; indem er etwas wegrägt, hohlt er auch wieder etwas herbey etc.

L[ouise] Ich gestehe es: wenn ich so mit meinen Stunden Haushalten lerne, dann wird mir manches Stündchen zur Lectüre übrig bleiben.

K. Und welche Stunde würden Sie hiezu vorziehen wollen?

L. Wenn ich's mitten im Tagwerke stehle, so bin ich zerstreut, unvorbereitet, kann die Gedanken nicht sammeln und – husch! ist gleich das Gelesene vergessen.

K. Morgenstunde also, oder Abendstunde nach Tisch! Gut! Nur – daß der Geist nicht zu sehr an mechanische Gewohnheit sich fessele!

L. Zu sehr freylich nicht; aber doch auch nicht zu wenig.

K. Vortrefflich! wenn Sie Sich üben frey und unabhängig zu den entgegengesetztesten Dingen – von der Wäsche zur Lectüre, aus der Küche zum Bücherschrank hinüber zu gehen. (Meister 1788, 37)

Der Rationalismus der Aufklärung, der in der Lebenswelt der Menschen vor allem Disziplinierung bedeutete, dreht hier durch: Taylorisierung des Alltags.

Die Hauptvorwürfe gegen weibliches Lesen betrafen nun das Lesen als solches: Die Verschwendung von Geld und Zeit, der vernachlässigte Haushalt, die ungesunde sitzende Lebensweise. Sie betrafen das Lesen als Evasion im Kontrast von fiktiver und Alltagswelt: die Frau könnte mit ihrer Beschränkung auf den Bereich des Hauses unzufrieden werden. Doch trat dieser Vorwurf gegen Ende des Jahrhunderts bereits wieder zurück; insofern ‚Bildung‘ inzwischen als bürgerliche Identitätsarbeit immer mehr auch bei den Frauen akzeptiert wurde.

Deshalb wurde zunehmend mit dem 19. Jahrhundert immer mehr kritisiert, das weibliche Romanelesen geschehe bloß zum Vergnügen und trage nichts zur bürgerlichen Identitätsarbeit bei, die für Lektüre zwischen dem neuhumanisti-

3 „agreeable amusement des honestes paresseux“. – Die Bezeichnung „erlaubtes Vergnügen“ weist das Lesen als Adaphoron aus.

Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

Downloaded from PubFactory at 08/24/2019 05:06:04PM

via free access

schen Ideal individueller Bildung und demonstrativem Konsum changierte. Denn vor allem betrafen die Vorwürfe den Roman als Gegenstand weiblichen Lesens: Seine idealischen Figuren vermittelten ein falsches Bild von der Welt und machen unfähig, sich prosaischeren Bedingungen, etwa des Ehelebens, anzupassen. Sie übten eine allzu empfindsame Haltung ein und machten zu praktisch-tatkräftigem Leben untauglich. Und immer noch: Sie regten erotische Phantasien an. Als reale Befürchtung der Kritiker stand hinter diesen Vorwürfen am Ende des Jahrhunderts weniger das alte Argument der Verlockung der Frauen zur Unmoral, als vielmehr, dass sie sich ihrer Funktion in der bürgerlichen Identitäts- bzw. Statusarbeit entziehen und – wie schon in der Aufklärung – dass sie sich im Lesen von ihrer sozialen Umgebung durch die Ausbildung eigener, individualisierender Erfahrungshintergründe entfremden könnten.

Für die Frauen des Kleinbürgertums und der Unterschichten blieben im späten 18. und im 19. Jahrhundert, ja oft bis ins 20., das Argument des Geldes, der Zeit, der versäumten Arbeit in der Sicht der bürgerlichen Kritiker die Hauptvorwürfe.

Die Rollenverteilung in diesen Diskursen über das Lesen von Romanen korrespondiert der beim Lesen selbst: Die (nicht-professionellen) Leser der Romane waren ja meist männliche Jugendliche und Frauen. Sie waren damit auch die Objekte dieser Diskurse; deren Subjekte aber waren Männer. Diese aber beargwöhnten jenes weibliche Lesen, an dem sie selbst nicht – oder allenfalls in ihrer Jugend – teilhatten. Der zwischen den Geschlechtern geführte Diskurs über das Lesen war also sehr asymmetrisch: Vor dem Hintergrund ihrer meist höheren formalen Bildung und ihrer allgemeinen Vormundschaft gegenüber den Frauen traten sie ihnen gegenüber auch als Leselehrer auf.

Die Leselehrer

Die – von den Männern bei den Frauen gesehene – Lücke zwischen formaler Lesefähigkeit und (potentieller) tatsächlicher Lektüre bezieht sich in engerem ästhetischen Sinn auf literarische Kompetenz: Gellerts *Schwedische Gräfin*, die doch immerhin „Französisch und etwas Latein und Italienisch verstund“, ist trotz ihrer richtigen Empfindungen vom Geschmacksurteil ihres Mannes abhängig:

[Mein Gemahl] las mir aus vielen Büchern, die teils historisch, teils witzig, teils moralisch waren, die schönsten Stellen vor und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bei. Und ob ich's gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön oder nicht schön war, so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. (Gellert 1747, 18 f.)

Gellert spielt hier auf ein zentrales Ideologem des 18. und 19. Jahrhunderts an. Im *Fräulein von Sternheim* bezieht sich sogar die Titelfigur auf einen „rechtschaffenen Gelehrten, der einmal sagte: die Empfindungen der Frauenzimmer wären oft richtiger als die Gedanken der Männer.“ (La Roche 1771/72, 81)⁴ Frauen sind weniger entfremdet als Männer, somit näher an der Natur, weniger gesellschaftlich verdorben/diszipliniert, somit aber auch leichter verführbar etc. Dieses Ideologem wird in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts commun als Begründung der Dissoziierung der Geschlechtscharaktere; mit Bezug auf Rousseau geht es über Kant, Schillers *Ästhetische Briefe* und die *Briefe über naive und sentimentalische Dichtung* zu Humboldt und über ihn in die institutionalisierte Ideologie des Bildungssystems im 19. Jahrhundert ein.

Konkret bezieht sich die Lücke auf eine Art sozialer Gesamtkompetenz im Umgang mit Literatur. Worin diese besteht, legen, legitimiert durch ihre größere formale Bildung, Männer fest. Denn diese Lücke erzeugt ein asymmetrisches Verhältnis zwischen Männern und Frauen; sie ist Folie für die Lesepropädeutik, für die bürgerliche Lese-Apologik des mittleren wie für die ‚Lesesucht‘-Polemik des späten Jahrhunderts. Dass die Männer gegenüber den Frauen als Leselehrer auftreten, ist ein Aspekt ihres allgemeinen Vormundschaftsverhältnisses, doch zunächst legitimiert es sich aus der ja tatsächlich geringeren Bildung. Die Männer setzen, was sie selbst in formaler Ausbildung erworben haben, vermittelnd um in Leseregulation für die Frauen. Der 16jährige Goethe – er wird später in *Dichtung und Wahrheit* kommentieren: „Mir war es lustig zu sehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns in Kollegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet.“ –, Goethe also schreibt 1765 an seine 15jährige Schwester:

Du bist eine Närrin mit deinem Grandison. [...] Aber mercke dirs, du sollst keine Romane mehr lesen, als die ich erlaube. [...]

Du bist über die Kinderjahre, du must also nicht nur zum Vergnügen, sondern zur Besserung deines Verstandes, und deines Willens lesen. [...] Allein ich muß dich auch lesen lernen. Nichtwahr das kommt dir wunderlich für, daß ich so rede. Ich kenne dich ich weiß wie und warum du liesest. Siehe so must du es machen. Nimm ein Stück nach dem andern, in der Reihe, ließ es aufmerksam durch, und wenn es dir auch nicht gefällt, ließ es doch. Du must dir Gewalt antuhn. (Goethes Briefe 1765, 18 u. 23)

Sich beim Lesen „Gewalt antuhn“ – und „nicht nur zum Vergnügen [...] lesen“, das ist die Durchsetzung eines von Bildungs- und Leistungs-Kriterien bestimmten

4 Was Wieland in einer Anmerkung so kommentiert: „Eine Bemerkung, welche der Herausgeber aus vieler Erfahrung an sich und andern von Herzen unterschreibt.“ (in: La Roche 1771/72, 81)

Lesens gegen ein Lesen nach dem Lustprinzip. Der bürgerliche Bildungsbegriff bringt literarische Kompetenz und lustbestimmtes Lesen in Gegensatz. Bei Goethe gründete weibliche Inkompetenz noch in geringerer formaler Bildung der Frauen. Im 19. Jahrhundert dann verfestigten sich die Geschlechtscharaktere zu angeblichen Natureigenschaften. In diesem Zusammenhang werden Merkmale ‚inkompetenten‘, lustbestimmten Lesens, vor allem das durch stoffliches Interesse bestimmte, ausgewiesen als weibliche Eigenschaften. So erscheint, was auf anderen Bildungsvoraussetzungen und anderen Bedürfnissen beruht, als weibliche Natureigenschaft.

Nicht immer hat freilich das zu schnelle Lesen in dem zu vielen Lesen seinen Grund, sondern häufig in einer weibischen Neugierde, das Ende eines Buches zu wissen, ja häufig verleitet diese Neugierde uns auch, selbst Bücher, die uns mißfallen, bis zu Ende zu lesen. (Marées 1806, 21)

Das stofflich bestimmte, durch weibliche Bedürfnisse in seinen Rezeptionsmustern gesteuerte Lesen der Frauen subsumiert sich durch die Verweigerung gegenüber den Forderungen der Ästhetik und Literaturkritik der durch diese erst etablierten Kategorie der Trivialität. Ein stoffliches Interesse wird nach 1800 gleichgesetzt mit der veralteten Literaturauffassung der Aufklärung; wer ihr folgt (wie angeblich die Frauen), rezipiert inkompetent, der aktuellen Ästhetik inadäquat, trivial:

Ueberhaupt sollte man beim Lesen eines schönen Kunstwerks der Rede nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf die Form, auf die Schreibart sehen, und sich nicht bloß durch jene belehren, bessern und bilden lassen, sondern sich auch diese zum Muster nehmen; denn so gewährt die Lektüre doppelten Nutzen, doppeltes Vergnügen. Es ist ja für jeden gebildeten Menschen nothwendig. (Ebd., 26).

Freilich bleiben diese Versuche, den Schritt von der Aufklärung zur klassischen Ästhetik lese-propädeutisch zu operationalisieren, hilflos: Was über das stoffliche Interesse hinausgeht, muss sich abstrakt auf Anforderungen des ‚Gebildeteins‘ berufen. Ein weiteres Beispiel: Mehrere publizistische ‚Leselehrer‘ der ‚Lesesucht‘-Kritik modellieren in fiktiven Gesprächen zwischen Frau und Mann über die weibliche Lektüre diese Vormundschaft. Einer lässt die Frau sagen: „So schmerzhaft es immer für unsere Eigenliebe seyn mag, uns vor dem Gatten als unwissende Kinder sehen zu lassen – lieber lassen wir uns doch spät als niemals belehren.“ (Meister 1788, 48)

Noch ist der konkrete Hintergrund der Bildungs-Lücke erkennbar; aber schon auch die ideologische Überformung durch die Gleichsetzung von Weiblichkeit und Kindlichkeit. Die durch das Bildungsdefizit gegebene ‚Lücke‘ und in ihrer

Folge das asymmetrische Verhältnis bleibt zentrales Merkmal weiblichen Lesens bis weit ins 19. Jahrhundert.

Im Ergebnis des historischen Wandels ins 19. Jahrhundert hinein werden zwei Implikationen der männlichen Lese-Vormundschaft erkennbar: Erstens ist es ein männliches Prinzip, dem das weibliche Lesen unterworfen werden soll: die normative Ästhetik der Klassik, das Bildungs- und Leistungsprinzip. Wieweit sich diese Normen tatsächlich durchsetzen, ist damit nicht gesagt. Zweitens wird, was im frühen und mittleren 18. Jahrhundert noch aus konkret-realen Bedingungen sich ableitet, im späten 18. und dann fortschreitend im 19. Jahrhundert einer ideologischen Erklärung unterworfen, v. a. dem Ideologem von den Natureigenschaften der Geschlechter. Erst das 19. ist das Jahrhundert der Ideologien.

Weibliches Lesen als Status- und Identitätsarbeit

Als Befürchtung der Kritiker steht hinter diesen Vorwürfen am Jahrhundertende weniger das alte, jetzt aber oberflächliche Argument der Verlockung der Frauen zur Unmoral, als inzwischen viel mehr, dass sie sich ihren Funktionen in der bürgerlichen Statusarbeit entziehen und sich dabei zudem im Lesen von ihrer sozialen Umgebung durch die Ausbildung eigener, individueller Erfahrungen entfremden könnten. Bildung wird inzwischen als bürgerliche Identitätsarbeit immer mehr auch bei den Frauen akzeptiert, zugleich damit wird zum Kritikpunkt immer stärker, wenn das weibliche Romanelesen angeblich bloß zum Vergnügen geschieht und gerade nichts zur Erfüllung der neuen bürgerlichen Bildungsnorm beiträgt.

Um 1800, dann im 19. Jahrhundert immer ausgeprägter, leitet sich die Akzeptanz weiblichen Lesens im Bürgertum ab von seiner Indienstnahme für die beiden Fraktionen des Bürgertums: Im Wirtschaftsbürgertum ist es akzeptiert, wenn es als demonstrativer Konsum statusfunktional ist, was zu den ungelesenen ‚Pracht-schinken‘ im Salon und den zerlesenen Leihbibliotheksbinden im Hinterzimmer führt. Im Bildungsbürgertum ist es akzeptiert, soweit es sich den Normen des bürgerlichen Bildungsbegriffs unterwirft. Die ideologische Verschränkung beider Fraktionen verschmilzt dies aber zu einer Funktion: „Das Weib muß lesen, um die Unterredung ihres Mannes und seiner Freunde einigermaßen zu verstehen, um nicht durch den Ausdruck der höchsten Langeweile auf ihrem Gesichte diese oft zu unterbrechen.“ (Brandes 1787, zit. nach König 1977, 99)

Der Indizienwert solcher Forderungen ist nicht darin erschöpft, dass der Mann eine angenehme Gesellschafterin haben will. Es kommt darauf an, zu erklären, warum Leseapologetik und ‚Lesesucht‘-Kritik Hand in Hand gehen; ‚für‘ und ‚gegen‘ Lesen ist offenbar eine falsche Alternative, welche die Aufarbeitung der

„Lesesucht“-Diskussion lange irritierte. Die weibliche Lektüre ist nicht auf den Ehemann allein bezogen, sondern von vornherein, d. h. seit der Lese-Apologik um die Mitte des 18. Jahrhunderts, auf die Außendarstellung der bürgerlichen Familie. Diese kommt wieder der Position des Mannes zugute; Mann und Frau arbeiten zusammen. Bereits das weibliche Leseideal der Moralischen Wochenschriften und Gellerts meinte nicht individuelle, einsame Lektüre, sondern ‚gesellige‘⁵. Deshalb war rückzughaftes, nur auf subjektives Erleben zielendes Lesen dysfunktional und wurde als angebliches bloßes Vergnügen abgewertet. Diese Funktion ist – als Zuschreibung – im 18. Jahrhundert ständig präsent; im 19. wird sie für das Bürgertum noch auffälliger. Realisiert wird sie z. B. im geselligen Reden der Frauen über ihre Lektüre im Rahmen der weiblichen Öffentlichkeit:

L[ouise]. Sie sehen, daß auch in den Besuchszimmern der älteren Damen nie die geringste Spur von Lectüre zu finden ist. [...]

L[ouise]. Eine Dame, die mit leerem Kopf von Haus geht, bringt wenig Beytrag zur Unterhaltung in große Gesellschaft.

K[arl]. Vorher also mag sie zu Haus, wie für die äußere also auch für die innre Verzierung ihres Kopfes besorgt seyn. (Meister 1788, 46)

Denn natürlich sind es Frauen, die in der bürgerlichen Geselligkeit über Literatur reden. Wie sollten es auch die Männer sein? Denen wird zwar zu Beginn des Jahrhunderts Romanlektüre empfohlen als ‚Galante Wissenschaft‘, um Stoff für Gespräche mit dem Frauenzimmer zu haben, aber die bürgerlichen Männer lesen kaum Romane, über die sie ‚öffentlich räsonieren‘ könnten. (Die Habermas’sche Vorstellung von der ‚bürgerlichen Öffentlichkeit‘ darf man bekanntlich nicht unter der Fiktion sehen, sie habe etwas mit der sozialhistorischen Realität zu tun.)

Wie oft kann man in Gesellschaften, besonders von gebildet seyn wollenden Frauenzimmern, [...] kommen, wo nichts anderes gesprochen wird, als eine immerwährende Rezensirung dieses und jenes und anderer der neuesten Romane, und wo ein Mann durch nichts den Ruf der Galanterie gegen das schöne Geschlecht sich leichter erwerben kann, als wenn er nur immer für neue Provision von dieser Seelenspeise besorgt ist. (Mauchart 1789, 157 f.)

Ob die Frauen sich über ihre tatsächlichen Lektüreerlebnisse austauschen, ist etwas anderes. Dies ist möglich, unterhalb eines bestimmten Grades der Intimität im Rahmen bürgerlicher Geselligkeit der Status-Funktion auch nicht abträglich, aber für diese nicht nötig. Es sind die Damen-Kränzchen, in denen über das Gelesene geredet wird. La Roche beschreibt 1776 diesen Umgang mit Literatur:

5 Der Begriff ‚gesellig‘ bezeichnet 18. Jahrhundert oft, was wir heute ‚gesellschaftlich‘ oder ‚sozial‘ nennen.

Jeden Donnerstag kommen sie mit ihrer Arbeit, Nachmittags um drey Uhr, artig geputzt zusammen; trinken eine Taße Caffee, aber nicht heiß, weil heißer Caffee der Schönheit und Reinigkeit der Gesichtsfarbe schadet. Nach diesem geben sie einige Teller mit Obst und Confekt; von dem letzten muß allezeit etwas von der Kranzgeberinn selbst gemacht seyn. [...] Der Putz wird auch durchgegangen, die Unkosten und die Art der Verfertigung werden gesagt, der wohlfeilere Kaufmann genannt; darauf erzählt, was man schönes und nützlich gelesen oder erfahren, und sich eigen gemacht hat. Nachdem etwas aus dem „Schauplatz der Natur“, etwas aus einer Wochenschrift, eine Comödie oder Poesie gelesen, und darüber geredet worden, sammlet man zuletzt einiges Geld für Arme. (La Roche 1776, 9)

Kurz nach 1800 werden Lesepropädeutiken und Lebensregeln immer konkreter in ihren Ratschlägen an die Frauen für das Reden über Literatur (wie auch für die Konversation in der Theaterpause); im späteren 19. Jahrhundert gehen die ‚Anstandsbücher‘ dann zu Musterdialogen über. Weibliches Lesen wird im Bürgertum in dem Maße und in die Richtung gefördert, wie es als Statusarbeit funktional ist. Das meint zunächst die offen von allem ‚Nutzen‘ entlastete Lektüre als ‚demonstrativer Konsum‘. Und von den Lesepropädeutiken und Lebensregeln des frühen 19. Jahrhunderts wird den Frauen ausdrücklich die ‚interesselose‘ Lektüre der ‚zweckfreien‘ Werke der deutschen Klassik empfohlen. Doch dabei dürfen sie nicht etwa lesen, bloß um „sich durch Bücherlesen zu vergnügen“ (Campe). Auch Status-Arbeit ist schließlich Arbeit! Sie sollen ‚zweckfreie‘ Texte lesen, dieses Lesen darf aber seiner Qualität nach nicht zweckfrei sein. Es muss schon deshalb mit der nötigen Ernsthaftigkeit betrieben werden, weil es zugleich – bereits im späten 18. Jahrhundert, aber dann im 19. immer massiver – vom bürgerlichen Bildungsbegriff erfasst wird und über diesen nicht nur das Fremdbild prägen soll, sondern das Selbstbild tatsächlich prägt, bürgerliche Identität sichert.

Dass man sich nicht über die emanzipatorische oder repressive Funktion bestimmter Bilder von Frauen und vom weiblichen Umgang mit Literatur klarwerden konnte, gründet vielfach in der fehlenden Unterscheidung von ‚Gelehrsamkeit‘ vs. ‚Bildung‘, die freilich dadurch erschwert wird, dass jedenfalls das mittlere Jahrhundert etwa mit ‚Gelehrsamkeit des Frauenzimmers‘ etwas dem späteren Bildungsbegriff Vergleichbares meint. Der Widerspruch, dass Frauen lesen sollen, aber nicht als ‚gelehrte Frauenzimmer‘, als Pedantinnen erscheinen sollen, löst sich so auf: Im Bürgertum trennen sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ‚Bildung‘ und ‚Ausbildung‘. Und nun würde es die weibliche Rolle verlassen, ‚von Gelehrsamkeit Profession zu machen‘ bzw. die ‚Bildung‘ in einer Weise zu betreiben, die nur als berufsorientierte Sinn macht. Es würde bedeuten, vor die Differenzierung von ‚Bildung‘ und ‚Ausbildung‘ zurück-

zugehen, die aber für die bürgerliche Identität unverzichtbar ist. Weiblichen Rollenaufgaben des (demonstrativen) Konsums entspricht nur das Lesen zur ‚Bildung‘: ‚Warum soll man lesen? [...] es giebt einen edlern Zweck, den der Schriftsteller mit seinen Arbeiten zu erreichen strebt, den auch der Leser nur vor Augen haben sollte: Bildung, Bildung des Geistes, Bildung des Herzens.‘ (Marées 1806, 6 f.)

Von dieser Funktionszuordnung her gehört für junge Männer mäßige Roman-Lektüre zur beruflichen Qualifikation in der Perspektive einer Tätigkeit als öffentliche Person. Deshalb wird literarisches Lesen, solange es ein bestimmtes Maß nicht überschreitet, bis ins 19. Jahrhundert hinein trotz des grundsätzlichen Bedeutungsverlusts der Rhetorik in der Ausbildung für sie noch akzeptiert. Für Männer gilt aber ganz klar, dass die Lizenz zur Belletristik-Lektüre präzise an einem bestimmten Punkt in der Biographie endet: mit dem Eintritt ins Berufsleben. Dann beginnt der ‚Ernst des Lebens‘, und spätestens dann hat die Romaneleserei aufzuhören. Dem entsprechend lassen sich vom mittleren 18. Jahrhundert an (und bis ins 20.) zahlreiche normative Äußerungen sammeln mit einem doppelten Tenor: Das Romanelesen (und die dadurch bewirkte Empfindsamkeit, die wir ja heute mit ‚Empathie‘ historisch übersetzen) mache untüchtig zu tatkräftigem praktischen Leben. Und: Romanelesen sei ‚unmännlich‘. Des Romanlesers

Empfindungs- und Handlungsart ist grade jene [...] der Romanenpersönchen. Empfindeley macht unfähig zu jedem Geschäfte; spannt alle Sennkraft, Federschnelle und Thätigkeit ab, und macht aus dem Mann ein schwaches kränkelndes Weib. (D-r 1788, 68)

Das wird dann für das ganze 19. Jahrhundert gelten:

Männer, die einen Beruf haben, würden sie nicht ein wenig den Glauben an ihren Ernst und ihre Tüchtigkeit erschüttern, wenn sie offen eingestehen wollten, daß sie sich in ihren Mußestunden auch mit der Lektüre von Romanen, Theaterstücken etc. beschäftigen, [...]? (Megele, zit. nach Hamann 1899, 76)

Damit sind wir bereits im 19. Jahrhundert: Die lesepropädeutischen Diskurse des 19. Jahrhunderts stehen einerseits unter dem Paradigma der Bildung, verstanden als bürgerliche Identitätsarbeit, andererseits unter dem Paradigma der Trennung von Klassenkulturen: Die Differenzierung von ‚Hoher‘ und ‚trivialer‘ Literatur setzt sich um in die ‚Schmutz-und-Schund‘-Diskussion, und sie wird sozial distinktiv.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Bauer, Karl Gottfried*: Über die Mittel dem Geschlechtstrieb eine unschädliche Richtung zu geben. Mit e. Vorr. und Anm. von C. G. Salzmann. Leipzig: Crusius 1791. Beobachtende Blicke auf Leihbibliotheken und Lesecirkel. In: Schlesische Provinzialblätter (1806), 433–451.
- D-r (d. i. vermutl. *Johann Christoph Schlüter*): Winke über Lektüre, und Einiges über das Romanenlesen insbesondere. In: Münsterisches gemeinnütziges Wochenblatt 4 (1788), Stück 16–17, 62–71.
- Familiengespräch. Wilhelm und Emma. In: Hannoverisches Magazin. 27.1789 (1790), Stück 46, 721–736; 47, 737–752; 48, 753–758.
- Gellert, Christian Fürchtegott*: Leben der Schwedischen Gräfin von G***. (1747/48). In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. v. B. Witte. Bd. 4. Berlin [u. a.] 1989. – Zit. nach der Reclam-Ausg. Hrsg. von Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart: Reclam 1968 [u. ö.] (Universal-Bibliothek; 8536/37).
- Goethe, Johann Wolfgang von*: Goethes Briefe. Hamburger Ausg. Bd. 1: 1764–1786. Hamburg: Wegner 1962.
- Hamann, Ludwig*: Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur. 2. Aufl. Leipzig: Hamann 1899.
- Heidegger, Gotthard*: Mythoscopia Romantica: oder Discours von den so benannten Romans, Das ist / Erdichteten Liebes-Helden-und Hirten-Geschichten: Von dero Ursprung / Einrisse / Verschidenheit / Nütz- oder Schädlichkeit: Samt Beantwortung aller Einwürffen / und vilen besondern Historischen / und anderen anmüthigen Remarques. Zürich: Gessner 1698.
- Huet, Pierre Daniel*: Traité de l'origine des romans. Faks.-Dr. nach der Erstausg. von 1670 und der Happschen Übers. von 1682. Mit e. Nachw. von Hans Hinterhäuser. Stuttgart: Metzler 1966 (Sammlung Metzler; 54).
- La Roche, Sophie von*: Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Hrsg. von Barbara Becker-Cantarino. Stuttgart: Reclam 1983 [u. ö.] (Universal-Bibliothek; 7934).
- La Roche, Sophie von*: Freundschaftliche Frauenzimmer-Briefe. 20. Brief. In: Iris. Vierteljahresschrift für Frauenzimmer 5 (1776), Stück 1, 9 f.
- Marées, Heinrich L. de*: Anleitung zur Lektüre. Hamburg: Campe 1806.
- Mauchart, Immanuel David*: Untersuchungen über das Vergnügen am Historischen, besonders an Romanen. In: Ders.: Phänomene der menschlichen Seele. Eine Materialiensammlung zur künftigen Aufklärung in der Erfahrungs-Seelelehre Stuttgart: Erhard und Löflund 1789.

- Meister, Leonhard*: Ueber die weibliche Lektüre. In: Jahrbuch für die Menschheit oder Beyträge zur Beförderung häuslicher Erziehung, häuslicher Glückseligkeit und praktischer Menschenkenntniß 2 (1788), 35–50.
- Paullini, Christian Franz*: Das Hoch- und Wohlgelahrte Teutsche Frauenzimmer. Nochmals mit mercklichen Zusatz vorgestellt. Frankfurt und Leipzig 1705, 10.
- Pockels, Carl Friedrich*: Ueber Frauenzimmerlectüre. Empfindsamkeit. In: Ders.: Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschlichen Herzens. Hannover: Schmidt 1788, 61–70; 130–139.
- Roling, Paul Anton Clemens*: De lectionis fabularum milesiarum in hominis valetudinem efficacia. Diss. inaug. Med. Berlin 1824.
- Scheibel, Gottfried Ephraim*: Die Unerkannte Sünden der Poeten Welche man Sowohl in ihren Schriften als in ihrem Leben wahrnimmt. Nach den Regeln des Christentums und vernünftiger Sittenlehre geprüft. Leipzig: Teubner 1734.
- Unger, Friederike Helene*: Julchen Grünthal. Eine Pensionatsgeschichte (1784). Nachdr. der 3. Aufl., Berlin 1798. Hrsg. und mit e. Nachw. vers. von Susanne Zantop. Hildesheim [u. a.]: Olms 1991 (Frühe Frauenliteratur in Deutschland; 11).
- Westenrieder, Lorenz*: Ob es, wenn man die Litteratur, und die Sittlichkeit befördern will, wohlgethan sey, die Vermehrung der Buchhandlungen, und Leihbibliotheken zu befördern. In: Ders.: Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik, etc. Bd. 6. München 1800, 290–301.

Sekundärliteratur

- Brunken, Otto*: „Amadis und seinesgleichen Grillen“. Die Auseinandersetzung über den Roman als Lesestoff für die Jugend im 16., 17., und 18. Jahrhundert. In: Dagmar Grenz (Hrsg.): Kinderliteratur – Literatur auch für Erwachsene? Zum Verhältnis von Kinderliteratur und Erwachsenenliteratur. München: Fink 1990, 123–133.
- König, Dominik von*: Lesesucht und Lesewut. In: Herbert Göpfert (Hrsg.): Buch und Leser. Vorträge des 1. Jahrestreffens des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens 13. und 14. Mai 1976. Hamburg: Hauswedell 1977 (Schriften des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Geschichte des Buchwesens; 1), 26–57.
- Martens, Wolfgang*: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Studienausg. Stuttgart: Metzler 1971. – EA 1968.
- Vosskamp, Wilhelm*: Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich Blankenburg. Stuttgart: Metzler 1973 (Germanistische Abhandlungen; 40).

Abbildungen

- Abb. 1: *Kupferstich von Pierre Francois Basan nach einem Original von Charles Dominique Eisen in: Fuchs, Eduard (Hrsg.): Geschichte der erotischen Kunst. Bd. 3: Das individuelle Problem, 2. Teil. München: Langen [1926].*
- Abb. 2: *Feder- und Tuschzeichnung von Johann Andreas Benjamin Nothnagel in: Göres, Jörn (Hrsg.): Lesewuth, Raubdruck und Bücherluxus. Das Buch in der Goethezeit. Düsseldorf: Goethe-Museums [1977].*
- Abb. 3: *Kupferstich von Francois Hubert nach einem Bild von Claude Francois Carême in: Fuchs, Eduard (Hrsg.): Illustrierte Sittengeschichte, Bd. 2: Die galante Zeit, Ergänzungsband. München: Langen [1911].*
- Abb. 4: *Illustration zu: Coventry, Francis. Der kleine Cäsar. Leipzig [1782]. Übernommen aus: www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/?subPage=search&selTab=3...*

Ernst Seibert (Wien)

A[lois] Th[eodor] Sonnleitner. Auf den Spuren des Erfolgs eines österreichischen Longseller-Autors

1. Vorbemerkungen

1.1. Sonnleitner als Klassikerphänomen

Die Parameter, die das Profil eines Erfolgsautors konstituieren, sind vielfältig, weitschichtig, letztendlich auch inkommensurabel, und nicht selten geht das Innovative, Originelle, vielleicht sogar Geniale, mit dem Trivialen Hand in Hand. Im Falle von Alois Theodor Sonnleitner (Pseud. für Alois Tluchoř, 25.4. 1869 Daschitz bei Pardubitz/Böhmen – 2.6. 1939 Perchtoldsdorf b. Wien) ist das Vielfältige und Weitschichtige noch lange nicht ausgelotet. Wir haben oder hätten es mit einem österreichischen Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur zu tun, wenn denn neben den vielen international anerkannten Kinder- und Jugendliteratur-Klassikern auch österreichische Werke überhaupt in das Feld der Klassiker-Diskussion einbezogen würden, was nur sehr marginal erfolgt. Sonnleitners Sonderposition unter den Klassikern besteht offenbar darin, dass bei ihm von zwei einander bedingenden Kriterien, dem der Internationalität und dem der nationalen Repräsentation, das zweite nur bedingt zutrifft: Er stammt aus Böhmen, hatte seinen Lebensmittelpunkt in Österreich, wurde erst mit einem österreichischen Pseudonym bekannt und fand dann seine eigentliche Verbreitung durch einen deutschen Verlag. Man kann den Zwiespalt zwischen dennoch lang anhaltender Popularität und nationaler Nicht-Identität schlicht darauf zurück führen, dass Sonnleitner – überwiegend in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart verlegt – in Deutschland weitaus mehr verbreitet war und ist als in Österreich, aber diese Erklärung allein erscheint unzureichend. Die Erklärung müsste eher bei dem Befund ansetzen, dass die Positionierung österreichischer AutorInnen zwischen Sein und Nicht-Sein als Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur auch mit der noch sehr dürftigen Forschungslage zu dieser Frage zusammenhängt. Aus diesem Mangel könnte man leicht folgern, es gäbe de facto kaum nennenswerte österreichische Kinder- und Jugendliteratur-Klassiker¹, und Sonnleitner

1 Dieser Eindruck bestätigt sich wiederholt in der Durchsicht einschlägiger Fachliteratur, wie noch zu zeigen sein wird.

sei durch seine Nicht-Identität einfach ein Ausnahme-Autor und als solcher vor dem Vergessen-Werden schlicht nicht gefeit.

Damit ist ein sehr grundsätzliches Thema angesprochen, das hier nur angedeutet werden kann. Es besteht schlicht darin, dass in Österreich durch das sehr auf Aktualität bedachte Wirken Richard Bambergers und des von ihm gegründeten und Jahrzehnte geleiteten ‚Buchklubs der Jugend‘ die Geschichte der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur und damit die Klassikerfrage aus dem Metier geradezu radikal ausgeblendet wurde, wenngleich sich – und das ist sehr zu betonen – Bamberger immer wieder als kundiger Historiker der Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur erwiesen hat. In seiner *Jugendlektüre* (Bamberger 1955, 1965²), dem Vademekum der Österreichischen Jugendbuchpädagogik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, kommt Sonnleitner nicht vor.² Diese Nichtbeachtung kann mit ein Grund für das Vergessen auf österreichischem Boden sein, zumal Sonnleitners Werke, gemessen an Neuauflagen über seinen Tod hinaus, bis Mitte der 1950er-Jahre noch beachtliche Verbreitung durch seinen Stammverlag in Stuttgart, fanden. Seit 1987 erschienen Sonnleitners *Höhlenkinder* dann bei dtv junior als Einzelbände. Damit war Sonnleitner gewissermaßen endgültig ‚außen vor‘; eine Identitäts-Dissimilation hatte Platz gegriffen, nicht die einzige im Hinblick auf österreichische Autorschaft – und nicht nur in der Kinder- und Jugendliteratur. So wie bei Bamberger findet Sonnleitner auch in den folgenden fünf Werken, deren Konzeption nach er eigentlich zumindest erwähnt werden sollte, keine Aufnahme: Hurrelmann 1995³, Kümmerling-Meibauer 1999⁴ und 2003⁵, Lexe 2003 und Schilcher 2013.

-
- 2 Die einzige Erwähnung findet Sonnleitner in Bambergers Standartwerk bei den altersrubrizierten Buchempfehlungen im Abschnitt „Historische Erzählungen und Romane“ unter Nr. 432 (Bamberger 1955, 762) mit der Annotation: „Die Geschichte eines Knaben und eines Mädchens, die beide in einem einsamen Tal auf sich allein gestellt unter urzeitlichen Bedingungen leben müssen.“
 - 3 Hurrelmann nimmt in ihrem Sammelband 27 Klassiker auf, darunter 14 fremdsprachige, 12 aus Deutschland einen aus der Schweiz und keinen aus Österreich.
 - 4 Kümmerling-Meibauer nimmt in ihrem Lexikon 534 Werke auf, darunter zwei österreichische: *Wir pfeifen auf den Gurkenkönig* von Christine Nöstlinger und *Bambi* von Felix Salten. Der Name Sonnleitners findet sich zwar im Register, fungiert jedoch nur als Fußnote im Umfeld der Robinson-Thematik.
 - 5 In der ihrem Lexikon nachfolgenden theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema Kanonbildung finden an österreichischen AutorInnen Erwähnung: Marie von Ebner-Eschenbach, Friedrich Feld, Peter Rosegger, Charles Sealsfield, Adalbert Stifter und Hermynia Zur Mühlen.

Ein wesentliches Kriterium für den Status von Klassikern, das der internationalen Verbreitung, ist bei Sonnleitner durchaus gegeben: In der Dissertation von Rolf Marbach (1996) wird u. a. die Verbreitung der *Höhlenkinder* in hebräischer, finnischer, englischer, italienischer und niederländischer Sprache bis Ende der 1970er-Jahre nachgewiesen, ebenso eine Verfilmung für das Fernsehen. Alle Voraussetzungen, es in den Klassiker-Olymp zu schaffen, sind also vorhanden, sodass fast der Eindruck entsteht, die Nicht-Kanonisierung Sonnleitners bzw. seines unbestreitbar meistverbreiteten Werkes, der Trilogie der *Höhlenkinder*, hätte ihre Ursache darin, dass Sonnleitner es auch in seinem Herkunftsland nicht zum Klassiker gebracht habe.

Aber es ist nicht Bamberger allein bzw. ‚nur‘ den asymmetrischen Teilen der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur-Verlagslandschaft anzulasten, dass Sonnleitner heute im Bewusstsein kaum mehr präsent ist. Der ‚Fall‘ Sonnleitner gestaltet sich durchaus komplexer, und wenn nun diese Komplexität etwas genauer in Augenschein genommen werden soll, dann nicht in der Absicht, ihn doch noch kanonisieren zu wollen, sondern vielmehr, um die prinzipiell etwas anderen Rahmenbedingungen zur Genese der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur und ihrer sehr wohl vorhandenen Klassiker zu erörtern.

Soweit Sonnleitner im Alltagsbewusstsein doch noch präsent ist, wird er mit einiger Selbstverständlichkeit fast ausschließlich mit den *Höhlenkindern* aus den frühen 1920er-Jahren identifiziert. Dabei wäre gleich zu fragen, warum eigentlich eben dieses Werk des damals bereits 50-jährigen Autors singulär aus der Vielzahl der anderen herausragt und warum man so lange Zeit nicht nach dem literarischen Werdegang des kinder- und jugendliterarischen Autors Sonnleitner gefragt hat, der bereits vor 1900 begonnen hat. Um den diachronen Blick auf seine Werkgeschichte etwas zu vertiefen, sind die folgenden Ausführungen nach einer noch eingblendeten etwas genaueren Forschungsgenese chronologisch in vier Abschnitte – bis 1910, also noch vollkommen in der Habsburger-Monarchie, und dann in Dekaden – gegliedert, weil so das Werden des Gesamtwerkes zumindest skizziert und auch mit relevanten Einflüssen besser erkennbar gemacht werden kann.

1.2. Die Forschungsgenese

Die folgenden ergänzenden Notizen gehen z. T. auf die Darstellung in der Dissertation von Rolf Marbach aus dem Jahr 1996 zurück und bringen aus der Forschungslage bis dahin und darüber hinaus einige Ergänzungen und Erweiterungen. Als früheste Rezension nennt Marbach aus dem Erscheinungsjahr der *Höhlenkinder* jene von Brechenmacher (1919), worin bereits der später einge-

bürgerte Begriff des Kulturerarbeits-Romans geprägt wird. Weitere frühe Rezensionen stammen von Eduard Burger (1923 und 1931). Diesen überwiegend wohlwollenden Urteilen sind die von Helmut Müller (s. u.) zitierten Rezensionen aus der ‚Jugendschriften-Warte‘ gegenüberzustellen, in der die *Höhlenkinder* 1920 in die „Auswahl wertvoller Jugendlektüre“ aufgenommen werden. Das Urteil über Sonnleitners Koja-Bände fällt in der ‚Jugendschriften-Warte‘ hingegen nicht mehr so positiv aus: „für den Geschmack vieler Kinder ... zu langweilig“ (Müller 1984, 412). Marbach nennt an frühen Quellen weiterhin zwei Artikel von Klara (Clara) Tluchoř sowie eine Rezension aus der Zeitschrift ‚Unsere Heimat‘.

Eine erste ausführlichere Darstellung des Autors stammt von Hubert Partisch von 1961, mit der eigentlich eine tatsächlich biographisch forschende Auseinandersetzung mit dem Autor beginnt. Wahrscheinlich hatte diese Biographie zur Folge, dass Sonnleitner auch in das 1964 erschienene *Bio-bibliographische Literaturlexikon Österreichs* von Hans Giebisch und Gustav Gugitz aufgenommen wurde. Mehrfache Erwähnung und z. T. ausführliche Darstellung findet Sonnleitner in dem von Klaus Doderer herausgegebenen *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*. Mit Helmut Müller (1984) nimmt sich erstmals ein ausgewiesener Kinderbuchspezialist des Autors an; er belegt die *Höhlenkinder*-Trilogie mit dem Begriff einer „mitteleuropäischen Robinsonade“ und stellt ihn damit in ein neues interpretatorisches Spannungsfeld, das vermutlich noch kaum aufgegriffen wurde. Im selben Lexikon gibt es auch in anderen Beiträgen weitere Hinweise auf Sonnleitner: So erwähnt ihn Malte Dahrendorf im Artikel „Inselmotiv“ (1984, 16), ebenso Richard Bamberger in seinem „Österreich“-Artikel (1984, 596), und Reinhard Stach nimmt ihn in seinen Beitrag über die Geschichte der Robinsonaden auf (1984, 188 f.). Unverkennbar besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Wiederentdeckung aus Sicht der Kinderbuch-Forschung und den dann 1989 beginnenden Neuauflagen von Sonnleitners *Höhlenkinder*-Trilogie bei dtv junior.

Eine weitere ‚Bewerbung‘ Sonnleitners erfolgte in dem Sammelband *Abc und Abenteuer* von Baumgärtner und Pleticha (1985). Diese Textsammlung nimmt im ersten Teil Beispiele aus der Kinder- und Jugendliteratur vom Mittelalter bis zum Barock sowie aus der Aufklärung und der Romantik auf, der zweite Teil widmet sich dem späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁶ Im zweiten Teil rangieren unter den 63 AutorInnen drei Österreicher: Peter Rosegger, Adalbert Stifter und A. Th. Sonnleitner. (Auch diese Statistik bzw. Auswahl muss hier nicht

6 Im ersten Teil findet sich unter den 57 präsentierten Autoren ein einziger Österreicher, nämlich Jakob Glatz. Dies sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt bzw. im Zusammenhang mit der eingangs aufgeworfenen Klassiker-Frage mit Blick auf Österreich.

Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

Downloaded from PubFactory at 08/24/2019 05:06:04PM

via free access

kommentiert werden; in Summe ist festzustellen, dass unter den 120 ‚deutschen‘ kinder- und jugendliterarischen AutorInnen vier Österreicher zu finden sind und einer davon Sonnleitner ist.)

In der fortgesetzten chronologischen Darstellung der Befassungen mit Sonnleitner wird bei Marbach zunächst auf Walter Kleindel (1987) verwiesen, sodann auf drei unabhängig voneinander erschienene Artikel aus dem Jahr 1989, dem 120. Geburts- bzw. 50. Todesjahr Sonnleitners, Artikel von Heller, Seibert und Soukup. Von Seibert stammt dann nochmals eine ausführlichere Würdigung in dem von Kurt Franz, Günter Lange und Franz-Josef Payrhuber herausgegebenen Loseblatt-Lexikon zur Kinder- und Jugendliteratur (Seibert 1995). Die im Folgejahr erschienene Dissertation von Rolf Marbach führt zwar diesen Artikel nicht in der Bibliographie an, kommentiert ihn jedoch wie auch die drei Beiträge zum Sonnleitner-Erinnerungsjahr von 1989 im abschließenden Kapitel der Arbeit (Marbach 1996, 210–215). Nur in knappen Zügen, aber erstmals eingebunden in eine größere literarhistorische Abhandlung, behandelt Viktor Böhm (1995) Sonnleitner und sein Werk und attestiert den *Höhlenkindern* den Nimbus eines „großartige[n] Experiment[es]“ (Böhm 1995, 92).

Danach folgt mit einigem zeitlichen Abstand (2008) das opus magnum von Friedrich C. Heller *Die bunte Welt. Handbuch zum künstlerisch illustrierten Kinderbuch in Wien 1890–1938*, in dem nach ausführlichen allgemeinen Abhandlungen 1294 Kinderbuchtitel bibliographisch minutiös aufgelistet und registriert sowie insbesondere hinsichtlich ihrer Illustrationen erläutert werden, die für eine Vielzahl von AutorInnen und IllustratorInnen, darunter auch Sonnleitner, erheblichen Erkenntnisgewinn erbringen. Die acht von Heller behandelten Titel rangieren unter drei verschiedenen Namen: Unter „Tluchoř“ finden sich 1892 die Zeitschrift *Für die Jugend des Volkes* [Nr. 2] und 1897 der Sammelband *Thierfreundliche Jugend* [Nr. 8] – beide mit Beiträgen von Tluchoř – sowie 1907 *Der Bäckerfranzl* [Nr. 73]; unter dem (ersten) Pseudonym „Schlagbrandtner“ 1907 *Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer und Reisen* [Nr. 74] und unter „Sonnleitner“ 1923 *Die Hegerkinder von Aspern* [Nr. 653], 1924 *Die Hegerkinder in der Lobau* [Nr. 766], 1925 *Rübezahl und der Klöppel-Hannes* [Nr. 935] und 1927 *Die Hegerkinder im Gamsgebirge* [Nr. 1093].

Nach dem monumentalen Werk von Heller sind noch zwei Diplom-Arbeiten und eine Dissertation zu nennen, die für Sonnleitner und die Interpretation seiner Werke von einigem Aufschluss sind. Die Diplomarbeit von Kerstin Gittinger (2011) nimmt zwar nicht auf Sonnleitner Bezug, stellt jedoch die Situation der österreichische Kinder- und Jugendliteratur der Zwischenkriegszeit in neuen Zusammenhängen dar, die auch für die Beurteilung von Sonnleitners Werken

durchaus relevant sind. Eine weitere Diplomarbeit, von Daniela Gettinger (2013), befasst sich zentral mit Sonnleitners *Höhlenkinder*-Trilogie und die thematisch sehr weit gefasste Dissertation von Christine Glattauer (2013) nimmt in einigen Passagen auch Stellung zu den Werken von Sonnleitner.

2. Schaffensphasen

2.1. Warnungs- und Besserungsgeschichten um 1900

In den frühen Jahren seiner schriftstellerischen Ambitionen war Sonnleitner (damals noch Tlučhoř) noch nicht sehr populär, befand sich jedoch in sehr populärer Umgebung. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend und schon als Kind nach Österreich immigriert, besuchte er die Schule zunächst in Pöchlarn, maturierte in Melk und gelangte sodann in den Künstlerkreis des Siebener-Clubs, der später die Wiener Secession gründete. Wiederholt wird darauf hingewiesen, dass die sehr prägenden Erlebnisse dieser Jahre vor seiner Berufstätigkeit als Bürgerschullehrer und Schuldirektor in seinen sehr autobiographisch basierten Schriften (*Hegerkinder*-Trilogie und *Koja*-Trilogie) breiten Raum einnehmen. Ein sehr beredtes literarisches Dokument dazu sind auch die Anfangskapitel des *Dr. Robin-Sohn* (mit dem bezeichnenden Untertitel *Jungen und Alten erzählt*), in dem wiederholt explizit auf Kolo Moser u. a. Zeitgenossen verwiesen wird:

[...] durch diesen erfuhren die mit ihm befreundeten Maler Kainradl [Leo, Anm. E.S.] und Moser [Kolo, Anm. E.S.], was von Kojas [d. i. Tlučhoř-Sonnleitner, E.S.] neuen Dichtungen für Zeitschriften brauchbar war, deren Mitarbeiter sie waren. Sie zeichneten ihm dazu den Bildschmuck und vermittelten die Annahme bei den Schriftleitungen. (Sonnleitner 1929, 26⁷)

Kolo Moser, Leo Kainradl und Wilh. von Münchhausen kamen mit ihren Skizzenbüchern, Albert Schaff mit einer Mappe photographischer Wiedergaben seiner plastischen Arbeiten. Der Germanist Hans Paul brachte seinen jüngst erschienenen Band lyrischer Gedichte und der Lehrer Raimund Peter eine Sammlung von Volksliedern aus den Karpathen. (Ebd., 30 f.)

Kolo Moser ließ sich vernehmen: „Die Übereinstimmung von Werkzeug und Organ, wie sie am verblüffendsten am Auge bei der photographischen Kamera erkennbar ist, deutet unzweifelhaft auf etwas Gemeinsames hin, das in der organschaffenden Natur wie im werkzeugschaffenden Menschen tätig ist.“ „Richtig!“ pflichtete ihm Kolo bei. „Im Sinne Kapps, der die ‚Philosophie der Technik‘ geschrieben hat, nennt Du Prel dieses in der Natur wie im Menschen zweckdienlich Schaffende ‚das organische Prinzip.‘“ (Ebd., 34)

Kolo Moser war Professor des Illustrationsfaches am Kunstgewerbe-Museum gewor-

7 Zitiert nach der Ausgabe bei Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, 5. Aufl., 1929.

den und hatte mit Hoffmann, Olbrich und dem Geldgeber Waerndorffer [!] die ‚Wiener Werkstätte‘ gegründet, eine Kunstgewerbe-Anstalt, deren Er-/zeugnisse sich rasch den Weltmarkt eroberten. (Sonnleitner 1929, 40 f.)

Diese über 20 Jahre zurückblendenden Passagen aus dem Ende der 1920er-Jahre entstandenen Roman vermitteln den Eindruck, dass es Sonnleitner darum zu tun war, die Anfänge seines Literaten-Werdeganges nochmals in Erinnerung zu rufen. Dabei sind etwas verquere Ansätze zu einem Künstlerroman entstanden, der aber dann sehr rasch in eher abenteuerliche Bahnen gelenkt wird – Anlass für die Bemerkung, dass keineswegs das Gesamtwerk Sonnleitners Anspruch hat, mit Klassikerstatus gemessen zu werden. Interessant ist aber allemal die daraus ableitbare Selbsteinschätzung des Autors, der sich zumindest nostalgisch anhaltend mit der Kunstszene Wiens um 1900 verbunden fühlt und dies in wiederholtem Namedropping zum Ausdruck bringt, dessen nähere verifizierende Untersuchung etwas müßig aber aufschlussreich wäre.

Die von Heller ausführlich besprochene ab 1892 erschienene Zeitschrift *Für die Jugend des Volkes* (Heller 2008, Nr. 2) dürfte die erste, jedenfalls eine der wichtigsten Anlaufstellen für Sonnleitner (damals noch Tlučoř) gewesen sein, darüber hinaus aber auch gleichsam als Kommunikationsmedium des „Siebener-Clubs“, „der Vorläufer-Vereinigung vor der Wiener Secession“ (ebd., 158), ein Begegnungsort für den damals 30-jährigen jugendbewegten Pädagogen Tlučoř. Von da aus bzw. vom etwa identen personellen Forum der Beiträger des von Hans Fraungruber zusammengestellten Sammelbandes *Thierfreundliche Jugend* (1887) entwickelte er sich zum Jugendbuchautor. Als solcher trat er vermutlich erstmals mit einem eigenen Werk im Jahr 1907 unter seinem Namen, Alois Tlučoř, mit der Erzählung *Der Bäckerfranzl* in Erscheinung.

Es ist für Tlučoř(-Sonnleitner) bezeichnend, dass er bereits in seiner ersten selbständigen Veröffentlichung den Untertitel „Für Kinder und Eltern“ als mehrfachadressierendes Signal des Volkserziehers hinzufügt. Die Erzählung ist in elf kurze Kapitel gegliedert, die mit jeweils eigenen knappen Überschriften versehen sind; sie behandelt das Schicksal eines jungen Mannes aus einem Bäckerhaushalt, der zunächst sehr verwöhnt wird und dann als Folge dem Laster Alkohol verfällt, ein bei Sonnleitner fast permanent thematisiertes Problem, das er aus eigener familiärer Erfahrung kannte. Bereits zum „Bettler“ (Überschrift zu Kap. 9) geworden gelingt es ihm, zusammen mit einem anderen verarmten Handwerker, nach Wien zu kommen und sich dort doch noch eine Existenz aufzubauen.

Wenn man das Gesamtwerk Sonnleitners überblickt, kann man im *Bäckerfranzl* eine Overtüre zu seinen späteren Romanen lesen, die er als Modell eines Entwicklungsromans Schritt für Schritt ausgebaut hat. Noch interessanter

ist es aber, in diesem kleinen, relativ unbekanntem Werk die unübersehbaren Nachklänge einer bis ins Biedermeier zurückgehenden Wiener Literaturtradition aufzuspüren. Im Geige spielenden Protagonisten ist ein gutes Stück von Grillparzers *Der arme Spielmann* enthalten, das Kapitel „Im Rausch“ erinnert an Nestroys *Der böse Geist Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt*, ebenso die Heimkehr der beiden verkommenen Handwerker nach Wien, wo sie doch noch erhoffen, mit Hilfe der Schwester des Freundes ihr Glück zu machen. Das sechste Kapitel „Hund und Mensch“ verweist überdeutlich auf Marie von Ebner-Eschenbach und ihre Erzählung *Krambambuli* im Motiv der Treue des Hundes auch gegen den unredlichen Menschen. Auch *Das Gemeindegeld* von Ebner-Eschenbach meint man bisweilen mitzulesen. Dieser Eindruck wird durch die in der Dissertation von Glattauer ermittelte Auflistung von Lektüreempfehlungen Sonnleitners bestätigt, die sie seinem Werk *Die Grille* (1908 bzw. 1911) entnommen hat: Demnach gehörten Ernst Frh. von Feuchtersleben (v. a. seine *Diätetik der Seele*), Gustav Freitag, Charles Dickens, Adalbert Stifter, Marie von Ebner-Eschenbach und Ludwig Anzengruber zu seinen bevorzugten AutorInnen. Eine weitere Bestätigung für die Vermutung besonderer Verbundenheit mit der österreichischen Literatur findet sich im Hinweis auf eine Ausgabe des *Bäckerfranzl*, die 1907 in Hamburg unter dem Titel *Der Hund des Verschwenders oder: Bäckerfranzl. Eine Erzählung für die Jugend, für Eltern und für Lehrer* erschienen ist – der intertextuelle Hinweis auf das Stück *Der Verschwender* (1834) von Ferdinand Raimund ist unübersehbar.

Tlučhoř(-Sonnleitner) steht also in diesen frühen Jahren sichtlich in einem anderen literarischen Horizont als der spätere, einer breiteren Leserschaft bekannte Autor Sonnleitner. Was in diesen frühen Werken auch noch völlig fehlt, ist die handwerklich-schaffende Objektbezogenheit, die in seinen späteren Trilogien so charakteristisch und vielfach auch bedrängend erscheint und Sonnleitners Oeuvre heute gleichzeitig so traditionell, ja unmodern erscheinen lässt. Ähnliche Akzente, also ebenfalls noch an traditionelle österreichische Narrative Erinnerndes, sind vermutlich auch in den beiden immer wieder genannten, aber bis heute noch nicht ausfindig gemachten Werken *Der Universalerbe* (1907) und *Die Grille* (1911) interpretatorisch einzubringen. Einer nochmals anderen Tradition ist Tlučhoř(-Sonnleitner) in *Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer und Reisen* (1907) verbunden, bevor er dann mit der Drucklegung seiner *Elternkonferenzen* (1910) und vor allem mit seiner Abhandlung *Das Märchen in der Seele des Kindes* (1911 bzw. 1913) nochmals in eine grundlegend neue Phase trat.

2.2. Die 1910er-Jahre: Das Kind als homo faber

Im Vergleich der genannten Quellen in der Forschungsgenese zu Sonnleitner fällt auf, dass er gleichsam zwar immer wieder neu entdeckt wurde, dass dabei jedoch zeitlich vorangehende Darstellungen oder auch von Sonnleitner selbst getätigte Aussagen nicht immer Beachtung gefunden haben. So kam es wiederholt zu Teilinterpretationen, in denen oft wesentliche schon vorhandene Hinweise übersehen wurden.

Ungemein wichtig ist der Hinweis, dass Sonnleitner mit der ersten Niederschrift der Trilogie *Die Höhlenkinder* bereits 1913 begonnen hat (Glattauer 2013, 325 mit Bezug auf Flučhoř 1924). Wichtig ist auch zu wissen, dass Sonnleitner sich in dieser Zeit mit der Gattung des Märchens befasste und dazu im gleichen Jahr seine Abhandlung *Das Märchen in der Seele des Kindes* erschien. Aus den Darstellungen Marbachs (1996, 75–82) geht hervor, dass Sonnleitner dem Märchen eine eminente Erziehungsfunktion zuschrieb. Wenn man seine *Höhlenkinder*-Trilogie unter diesem Aspekt liest, sind märchenhafte Züge jedenfalls im ersten Band unverkennbar. Man kann also davon ausgehen, dass im Konzept der *Höhlenkinder* noch eine Symbiose von Märchen, Robinsonade, Abenteuer und Sozialerziehung festgelegt war. Nicht zuletzt diese Multifunktionalität, die Sonnleitner in eine narrative Einheit zu bringen versuchte, und der Umstand, dass ihm dies, wie die Rezeption bekundet, geglückt ist, ist ein Grund für die weitreichende Wirkung des dann zur Trilogie weitergeführten Romans. Nicht zuletzt hat Sonnleitner sich damit sehr bewusst in die um 1900 unter dem Eindruck des Kunstmärchens stehenden literarischen Bestrebungen angeschlossen, der Gattung des Märchens eine neue Form zu geben.

Eine der bedauerlichen Lücken in der an sich verdienstvollen Arbeit von Marbach ist die fast gänzliche Ausblendung der Arbeiten von Karl und Charlotte Bühler sowie von Robert Reininger. Bei Reininger und Karl Bühler hat Sonnleitner 1924 seine Dissertation verfasst, und bei seinem eminenten Interesse an der Gattung des Märchens ist es geradezu unwahrscheinlich, dass er die Untersuchungen Charlotte Bühlers zum Märchen, die dann wegbereitend für die Lesealter-Debatte wurden, nicht wahrgenommen hat. Es ist umgekehrt wahrscheinlich, dass Charlotte Bühler in ihren Studien wiederum auf die Untersuchung Sonnleitners rekurrierte, und dass Sonnleitner damit als einer der Wegbereiter des berühmten Bühler'schen Dreischritts von der Struwwelpeterzeit über das Märchenalter zur

Robinsonzeit gelten kann, den sie in ihrer Untersuchung *Das Märchen und die Phantasie des Kindes* (1918) darlegte.⁸

Was bei Sonnleitner noch als originelle Einheit von Märchen- und Robinsonalter erscheint, wird von Bühler differenziert, eine Differenzierung, die Sonnleitner sicherlich wahrgenommen und in seinen künftigen Romanen berücksichtigt hat. So gesehen ist die *Höhlenkinder*-Trilogie im Konzept insgesamt noch als ein Werk der 1910er-Jahre zu sehen; es hängt zum einen eng zusammen mit Sonnleitners noch in der Vorkriegszeit erarbeiteten theoretischen Überlegungen zur Gattung des Märchens und kam zum andern mit dem ersten Teil (*Im heimlichen Grund*) – kriegsbedingt – erst 1919 an die Öffentlichkeit. Teil 2 (*Im Pfahlbau*) und Teil 3 (*Im Steinhaus*) entstanden erst Anfang der 1920er Jahre, d. h. zeitlich nach Charlotte Bühlers Konzept der Lesealtersstufen, mit der Sonnleitners Überlegungen zu dieser Gattung relativiert wurden, in deren Zusammenhang sie aber doch interpretiert werden sollten.

Dabei wäre von der Überlegung auszugehen, dass die fortgesetzte zumindest gedankliche Arbeit an den *Höhlenkindern* während des Krieges bzw. unmittelbar nach dem Krieg einen Emanzipationsprozess gegenüber der von Bühler entwickelten psychologischen Poetik der Kinderliteratur darstellt. So ließe sich auch die für den Autor so charakteristische permanente Betonung des handwerklich tätigen und damit kulturell schaffenden Menschen als Leitbild erklären. Sonnleitner hat sich mit dieser Vision eines frühen homo faber ein poetologisches Konzept erarbeitet, in dem er die von Bühler getrennten Alterslesestufen in einer eigenen Romanform zur Synthese bringt.

2.3. Die 1920er-Jahre: Entwurf einer Kritik der sinnlichen Vernunft

In den frühen 1920er-Jahren trug sich Sonnleitner, wohl auch bestärkt durch den Erfolg seiner 1919–1921 erschienenen Trilogie, mit der Absicht, eine philosophische Dissertation in Angriff zu nehmen. Seine Wahl der Professoren fiel dabei zum einen auf den der Philosophie Immanuel Kants verbundenen Robert Reininger (1869–1955). Dass er als zweiten Gutachter Karl Bühler (1879–1963) wählte, unterstützt die Vermutung eines bereits bestehenden Interesses an den Arbeiten der Bühlers, die von dem sozialdemokratischen Pädagogen und Schulreformer Viktor Fadrus (1884–1968) in das sozialdemokratische Wien geholt

8 Marbach nennt in der Literatur von Charlotte Bühler nur deren *Psychologie im Leben unserer Zeit* in einer Ausgabe aus 1962. Vermutlich ist ihm der Zusammenhang zwischen Sonnleitners und Bühlers Märchentheorien nicht gegenwärtig gewesen.

Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

Downloaded from PubFactory at 08/24/2019 05:06:04PM

via free access

worden waren, um hier eine neue Jugendpsychologie auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen.⁹

Sonnleitners *Hegerkinder*-Trilogie (1920–1923) steht nicht nur zeitlich in engem Zusammenhang mit seiner bei Robert Reininger und Karl Bühler verfassten Dissertation, die 1924 unter dem Titel *Potentielle Willensfreiheit und Suggestion des Objekts* erschien. Sie ist gewissermaßen die literarische Gestaltung dessen, womit er sich in seiner Dissertation auseinander setzte, mit der Transzendentalphilosophie Immanuel Kants und einem ethisch begründeten Versuch, Bühlers psychophysische Position damit zu verbinden. Mit der Berufung auf Kant und dem Versuch, sich dem in Wien während des 19. Jahrhunderts verpönten Philosophen anzunähern, schlug Sonnleitner einen Weg ein, den vor ihm schon der Sozialphilosoph und Theoretiker des Austromarxismus, Max Adler (1873–1937), gegangen war, beginnend mit seinem Vortrag *Immanuel Kant zum Gedächtnis. Gedenkrede zum 100. Todestag* (1904). Die Parallele ist naheliegend: So wie Max Adler versuchte, eine Synthese zwischen der Transzendentalphilosophie Kants und dem Austromarxismus herzustellen, versuchte Sonnleitner Kants Denken mit der modernen Psychologie zu verbinden.

Wenn man den Handlungsfaden der Trilogie aufrollt, treten diese Hintergründe allerdings zunächst in den Hintergrund. Vorweg ist aber auch zu konstatieren, dass diese neue Trilogie der voran gehenden nur scheinbar ähnlich ist. Gemeinsam ist beiden die geradezu dominante Betonung des handwerklichen Könnens und Gestaltens. Mit den *Hegerkindern* begibt sich der Autor jedoch in einen geographisch und historisch festgelegten Handlungsraum, zunächst in die Lobau, dem Gebiet der Donau-Auen nordöstlich von Wien, und in eine Zeit, die Sonnleitner als Kind erlebt hat, wobei auch sehr direkte biographische Reminiszenzen zu seiner Zeit in Pöchlarn und Melk erkennbar werden. Es handelt sich eigentlich um einen Erziehungsroman, der Geographie, Geschichte und Naturgeschichte sowie auch Werkkunde verbindet, was fast selbstverständlich dazu führte, dass die *Hegerkinder* (in Bearbeitungen) auch als Klassenlesestoff Verbreitung fanden. Das erzieherische Moment ist aber keineswegs nur im sachkundlichen Bereich

9 Vgl. Achs 2008, 207. Solche Zusammenhänge und v. a. ihre politischen Hintergründe werden in der auf Lexika und Datenbanken beruhenden Quellensuche oft übergangen. Das trifft leider auch auf die Dissertation von Marbach, ebenso auf die Arbeiten von Gettinger und Glattauer zu, aus denen ebenfalls nicht hervorgeht, dass Sonnleitners *Hegerkinder* 1956 und 1963 in von Viktor Fadrus bearbeiteten Ausgaben im Österreichischen Bundesverlag erschienen. Solche Zusammenhänge müssen politisch nicht überbewertet werden, aber es gilt auch der manchmal zu vernehmenden Vermutung entgegen zu treten, Sonnleitner sei als ‚rechts‘ einzustufen.

gegeben, sondern darin, dass Sonnleitner entgegen dem deterministischen Denken des Naturalismus am Prinzip der Willensfreiheit festhält, die allerdings als Bedingung an das Postulat der Selbsterziehung gebunden ist. Selbsterziehung, und das scheint der zentrale Gedanke von Sonnleitners Ethik, sein pädagogisches Credo, zu sein, erfolgt aber in erster Linie in der sinnlichen Auseinandersetzung mit und im Lernen an der Natur, ihren Objekten und deren Suggestion.

Es sollte nicht vergessen werden, dass die Arbeit an den *Hegerkindern* vor dem Hintergrund der zeitgleich erarbeiteten Dissertation Sonnleitners mit ähnlichen Intentionen wie die des Austromarxisten Max Adlers erfolgte. Das soziale Milieu dieser Trilogie, auch manche soziale Kritik ließe darauf schließen, dass Sonnleitner weltanschaulich der Sozialdemokratie nahe stand. Nicht zu vergessen ist aber, dass Sonnleitner bei der Approbation seiner Dissertation bereits im 55. Lebensjahr stand, dass er zum Teil wesentlich jüngeren Proponenten der Sozialdemokratie gegenüber stand wie Adler und Fadrus bzw. auch seinem Dissertations-„Vater“ Karl Bühler. Sonnleitner identifizierte sich eher anhaltend mit den Künstlerkreisen aus seiner Jugendzeit, wie auch in seinen nachfolgenden *Koja*-Romanen zu erkennen ist und als Volksbildner hatte er ein anderes großes Vorbild, seinen Landsmann aus früheren Jahrhunderten Johann Amos Comenius und dessen *orbis sensualium pictus*, den er auch in seiner Dissertation erwähnt. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass er politische Bekenntnisse eher vermieden hat, wenngleich ihm sicher nicht entgangen ist, dass das sozialdemokratische Wien, in dem er sich als Volksbildner stark engagierte, einer Idee des ‚Neuen Menschen‘ anhing, die auch in der Kinderliteratur dieser Jahre dominant vertreten war.¹⁰ Sonnleitner verwendet den Begriff des ‚Neuen Menschen‘ nicht, aber es ist zu vermuten, dass seine von Wolgast übernommene Idee des ‚Ganzen Menschen‘ bzw. die von Karl Bühler verfolgte ganzheitspsychologische Psychologie für ihn eine ähnliche Bedeutung hatte. Man könnte Sonnleitner im Hinblick auf sein Vermeiden parteilicher Stellungnahmen politischen Agnostizismus bescheinigen bzw. seine kinder- und jugendliterarischen Werke als dessen Kompensation.

Was man Sonnleitner allerdings auch bescheinigen muss, ist ein Gespür für den Markt, das sich auch darin erweist, dass er dem zeitgemäßen Trend nach Serien folgt. Der Roman über die *Hegerkinder* war, wie der Erstausgabe zu entnehmen ist, ursprünglich vielleicht gar nicht als Trilogie geplant. Andererseits wird am Schluss

10 Vgl. dazu die Dipl.-Arbeit von Gittinger in deren Zentrum die Untersuchung der kinder- und jugendliterarischen Werke von Anton Afritsch, Otto Felix Kanitz, Alois Jalkotzy, Anton Tesarek, Josef Pazelt und Friedrich Feld steht. Eine zentrale Quelle für das von diesen Autoren vertretene erzieherische Gedankengut ist dabei vor allem die Zeitschrift ‚Die sozialistische Erziehung‘ (1921–1934).

des Romans, in dem sich das Geschwisterpaar bei allen schulischen und häuslich helfenden Aufgaben bewährt, auf eine Fortsetzung verwiesen. Darin bestätigt sich Sonnleitners Erzählstrategie; man könnte geradezu von einem Cliffhanger sprechen, denn die erwartete Ankunft der beiden Buben des verstorbenen Schwagers, der eindeutig dem ‚Geschäft‘ eines Wilderers nachgeht, und die so gar nicht in das Bild des zwar ärmlichen, aber wohlbehüteten Hauses passen, stellt ein erhebliches Spannungsmoment dar. Mit dieser Erweiterung des Personals kindlicher Protagonisten steigt der Autor in der sozialen Hierarchie nochmals eine Stufe tiefer. Besonders befasst er sich mit der Frage der erblichen Belastung; der verstorbene Vater der nun ankommenden Neffen war dem Alkohol verfallen. Auch die Neffen werden nun Hegerkinder und allen vier Protagonisten gelingt es, junge Menschen zu werden, die soziale Verantwortung übernehmen können. Der Weg dahin ist gekennzeichnet von Willensanstrengung und einer Arbeitsethik, mit der Sonnleitner die in seiner Dissertation erarbeiteten Ideen zu vergegenwärtigen sucht. Glattauer ist der Ansicht, dass Sonnleitner mit diesem Roman dem Anatom Josef Hyrtl, dem Begründer des Waisenhauses in Mödling, ein Denkmal gesetzt habe (Glattauer 2013, 96).

2.4. Die 1930er-Jahre: Reiche Ernte

Mit Beginn des neuen Jahrzehnts ist eine weitere Zäsur in Sonnleitners Werkgeschichte gegeben. Mit Approbation des Unterrichtsministeriums erscheint 1930 sein Bändchen *Aus dem goldenen Buch der Helfer. Samariter* in der Kleinschriftenreihe der „Jugendrotkreuzbücher“ als Band 9/10. Die Schriftenreihe ist bei Heller (2008, 123) beschrieben; die darin erschienenen Bände, u. a. von Schönherr, Bonsels, Ebner-Eschenbach, Lagerlöf und dem von Sonnleitner hochgeschätzten Leo Tolstoi, waren als Klassenlesestoff gedacht; nach der von Sonnleitner verfassten Nummer 9/10 ist keine Weiterführung nachgewiesen. Sonnleitner steht also in einer beachtlichen Reihe von Namen, allein daraus ist die besondere Wertschätzung abzulesen, die dem nunmehr 61-jährigen zukommt. In dem sehr bibliophil mit Goldprägung ausgestatteten Bändchen gibt Sonnleitner in einer stark bewegenden Rhetorik einen weit ausholenden Überblick über die Geschichte des Helfens in Kriegs-, aber auch in Friedenszeiten. Er breitet dabei eine große Zahl von Biographien aus, u. a. von Henry Dunant und Florence Nightingale, aber auch von zahlreichen weniger bekannten Persönlichkeiten sowie über die Barmherzigen Brüder und die Barmherzigen Schwestern oder die Genfer Konvention. In einem Anhang erläutert er seine Quellen und verbindet dies auch mit einer kurzen Selbstdarstellung.

Im Überblick über die Bibliographie der Werke Sonnleitners bei Aiga Klotz wird erkennbar, dass der nun im siebenten Lebensjahrzehnt stehende Autor keine

neuen Werke mehr in Angriff genommen hat, jedoch u. a. offenbar sehr damit beschäftigt war, die 1926 und 1928 begonnenen Ausschnitte aus seinen Trilogien neu zu fassen. Klotz nennt die folgenden Titel¹¹:

Die Höhlenkinder in der Sintflut, aus *Die Höhlenkinder im Pfahlbau* <6889/14 > 1926, 1930, 1934, 1938

Die Höhlenkinder auf der Sonnleitner, aus *Die Höhlenkinder im Steinhaus* <6889/16> 1926, 1930, 1934, 1937

Die Höhlenkinder in der Steinzeit, aus *Die Höhlenkinder im heimlichen Grund* <6889/17> 1926, 1930, 1932, 1940

Koja im Bergwald, aus *Kojas Wanderjahre* <6889/18> 1928, 1929, 1932

Koja an der Donau, aus *Haus der Sehnsucht* <6889/19> 1928

Koja im Sturm, aus *Kojas Haus der Sehnsucht* <6889/20> 1928

Neben diesen Neuerscheinungen gab es noch zu Lebzeiten des Autors zahlreiche Neuauflagen seiner Werke sowie auch dieser Ausschnitte, mit denen er vermutlich noch intensiv gestaltend beschäftigt war. Wie diese hier genannten Ausschnitte wurden auch seine großen Romane noch zu Lebzeiten mehrmals neu aufgelegt. Sonnleitner war also in diesem Jahrzehnt bis zu seinem Tod im Juni 1939, das lässt sich mit einiger Gewissheit sagen, einer der meistverlegten österreichischen Autoren der Zwischenkriegszeit und ebenso gewiss lässt sich behaupten, dass er v. a. durch die als Klassenlesestoff bearbeiteten Werke nach 1945 weiten Leserschichten präsent war, wie sich heute in Gesprächen mit damaligen Schulkindern vielfach bestätigt.

3. Resümee

Die vorliegende Darstellung über A. Th. Sonnleitner konzentriert sich vor allem auf die Geschichte seines Werkes, wobei noch nicht alle in der Bibliographie genannten Titel ausgelotet werden konnten. Einige sind nur schwer zugänglich und andere, vor allem Sonnleitners Hauptwerke, weisen eine große Komplexität auf, wobei nochmals zu betonen ist, dass mit den vorgebrachten Überlegungen nicht die Absicht verbunden ist, den Autor unbedingt zu kanonisieren. Es ist gewiss kein Zufall, dass der Klassikerstatus allenfalls nur einem seiner Werke, nämlich der *Höhlenkinder*-Trilogie zukommt. Vieles andere ist von einer sehr demonstrativen Pädagogik getönt, die heute kaum mehr akzeptabel erscheint und auch bei der *Höhlenkinder*-Trilogie ist hervorzuheben, dass sie, wie erwähnt, in bearbeiteten neueren Ausgaben vorliegt, die sich teilweise sehr wesentlich von der Urfassung unterscheiden. Dies gilt auch für einige der nach 1945 neu erschienenen und bearbeiteten Werke wie die *Hegerkinder*-Trilogie, die zweimal von Viktor Fadrus

11 Die mit <...> versehenen Zahlen bezeichnen die Nummern von Klotz' Bibliographie. Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

neu herausgegeben wurde. Vieles Biographische zu Sonnleitner, das in früheren Darstellungen vorliegt, wie etwa sein Engagement in der Jugendschriften-Kommission und der Elternvereinigung wurde hier nicht noch einmal aufgegriffen; auch wurden mögliche intertextuelle Verweise auf nachfolgende Werke bis in die Gegenwart andeutend genannt bzw. synchrone Vergleiche mit der Situation der Kinder- und Jugendliteratur in Österreich in der Zwischenkriegszeit.¹² Zu fragen wäre etwa auch, ob und wie Sonnleitners origineller Sachbuch-Akzent in den Sachbüchern von Ernst Gombrich oder Karl Hartl, die noch Mitte der 1930er-Jahre in Wien erschienen, aufgegriffen oder auch bewusst verändert wurde.

Das Hauptinteresse der Darstellung lag vorerst darin, verstärkt auch auf den frühen Autor Sonnleitner (noch Tlučhoř) hinzuweisen, dessen Verbundenheit mit der Wiener Kunstszene, seine frühen, ganz anderen Narrative und darauf, dass mit der viel zu wenig beachteten Märchen-Studie von 1913 eine sehr entscheidende und theoretisch begründete Wende in seinem Schaffen einsetzt, noch bevor Charlotte Bühler die Diskussion um Lesealtersstufen in Gang brachte. Eine ebenso entscheidende und noch viel grundlegender theoretisch erarbeitete Wende findet mit der Fertigstellung der Dissertation aus 1924 in der Auseinandersetzung mit Robert Reininger und Karl Bühler statt. Die davor entstandene *Höhlenkinder*- und die mit der Dissertation gleichzeitig entstehende *Hegerkinder*-Trilogie weisen völlig unterschiedliche narrative Konzeptionen und auch völlig unterschiedliche Kindheitsbilder auf, mit denen Sonnleitner den literarischen Kindheitsdiskurs seiner Zeit entscheidend erweitert, die aber für das heutige wissenschaftliche Verständnis des Mitlesens seiner theoretisch erarbeiteten Positionierung bedürfen. Eine anders begründbare Differenz besteht zwischen der *Hegerkinder*- und der *Koja*-Trilogie, insofern in der ersten die Kindheitsjahre, in der zweiten die Studienjahre des als Erzähler sehr sichtbaren Autors reflektiert werden. Eher offen bleibt bei all diesen Verortungsversuchen die Frage nach der weltanschaulichen Positionierung Sonnleitners, die aber in der Dichotomie des Lagerdenkens und des Kulturkampfes der Ersten Republik bzw. des Ständestaates vermutlich nicht eindeutig festzulegen ist. Vielmehr erschiene es verfehlt, einem solchen Ansinnen nachfolgend die eigentlichen Ideenträger zu relativieren, denen Sonnleitner gefolgt ist, Comenius, Kant, Tolstoj sowie weiteren kindheitsorientierten v. a. österreichischen AutorInnen, allen voran vermutlich Marie von Ebner-Eschenbach, mit der sich Sonnleitner aufgrund der gemeinsamen Herkunft verbunden fühlte.

12 Zahlreiche Hinweise dazu finden sich bei Marbach (1996) bzw. auch bei Seibert (1995), die allerdings aufgrund der hier vorliegenden Akzentuierungen neu zu überdenken wären.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Die vorliegende Bibliographie möchte aus mehreren Quellen schöpfend in erster Linie eine Gesamtübersicht geben und dabei auch Neuauflagen berücksichtigen, um einen ersten überschaubaren Gesamteindruck von Sonnleitners Werkverbreitung zu geben. Deshalb sind alle bibliographischen Zusatzangaben wie Verlage, IllustratorInnen von Cover und Innenteil, BearbeiterInnen, Auflagenhöhen u. a. m., die die Übersicht komplizieren, weggelassen; sie sind v. a. bei Friedrich C. Heller und bei Aiga Klotz im Detail angegeben.

- 1892 [Tluchoř] – in: Für die Jugend des Volkes [Heller Nr. 2].
- 1897 [Tluchoř] – in: Thierfreundliche Jugend [Heller Nr. 8].
- 1907 [Tluchoř] Der Bäckerfranzl [Heller Nr. 73; Klotz <6889/1> 1927].
- 1907 [Schlagbrandtner] Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer und Reisen [Heller Nr. 74; Klotz <6889/3>].
- 1907 Der Universalerbe [Müller].
- 1910 Elternkonferenzen und Elternabende [Marbach].
- 1910 [Tluchoř]: Die Grille und ihre Schwester Lotti. Erzählung einer Lehrerin. Wien: Karl Graeser u. Kie. [Müller].
- 1913 Das Märchen in der Seele des Kindes [Marbach].
- 1918 Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund [Klotz <6889/12> 1925, 1926, 1930, 1931, 1935, 1940, 1941, 1942, 1949, 1951, 1952, 1955, 1956; Marbach 1996, 216; bei dtv junior 1987–1993⁷].
- 1920 Die Höhlenkinder im Pfahlbau [Klotz <6889/13> 1925, 1926, 1928, 1930, 1935, 1940, 1941, 1942, 1946, 1951, 1952, 1953, 1955, 1956; Marbach 1996, 216; bei dtv junior 1988–1993⁵].
- 1920 Die Höhlenkinder im Steinhaus [Klotz <6998/15> 1921, 1925, 1926, 1928, 1930, 1935, 1940, 1941, 1942, 1946, 1949, 1950, 1952, 1956; Marbach 1996, 216; bei dtv junior 1988–1994⁴].
- 1920 Von Schönheits Gnaden [Marbach].
- 1922 Das Haus der Sehnsucht [Klotz <6889/4> 1922, 1924].
- 1923 Die Hegerkinder von Aspern [Heller Nr. 653; Klotz <6889/6> 1963 bearb. u. a. von Viktor Fadrus].
- 1924 Potentielle Willensfreiheit und Suggestion des Objektes. Diss. Wien.
- 1924/1930 Aus meiner Werkstatt [Marbach].
- 1924 Die Hegerkinder in der Lobau [Heller Nr. 766; Klotz <6889/9>].

- 1925 Kojas Haus der Sehnsucht [Klotz <6889/21> 1928, 1930, 1934, 1938].
- 1925 Kojas Waldläuferzeit [Klotz <6889/22> 1925, 1926, 1929, 1935, 1937].
- 1925 Kojas Wanderjahre [Klotz <6889/23> 1925, 1926, 1929, 1930, 1935].
- 1925 Rübzahl und der Klöppel-Hannes [Heller Nr. 935; Klotz <6889/25>].
- 1927 Die Hegerkinder im Gamsgebirge [Heller Nr. 1093; Klotz <6889/8>].
- 1927 Der Zwerg am Steuer [Klotz <6889/27> u. 1928, 1933].
- 1929 Dr. Robin Sohn [Klotz 1930, 1942].
- 1930 Aus dem goldenen Buch der Helfer. Samariter [Heller 1996, 23; Klotz <6889/2>].
- 1949 Die Höhlenkinder [Klotz <6889/11>].
- 1950 Vorgeschichte zum Haus der Sehnsucht [Klotz <6889/26> 1953].
- 1956 Die Hegerkinder [Klotz <6889/5> bearb. u. a. von Viktor Fadrus].
- 1959 Die Höhlenkinder [Klotz <6889/10> 1959, 1960, 1962, 1963].

Sekundärliteratur

- Achs, Oskar*: Innovationen auf dem Schulbuchsektor im Rahmen der Glöckelschen Schulreform. In: Ernst Seibert/Susanne Blumesberger (Hrsg.): Kinderliteratur als kulturelles Gedächtnis. Beiträge zur historischen Schulbuch-, Kinder- und Jugendliteraturforschung I. Wien: Praesens 2008 (Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich, Bd. 11), 203–211.
- Bamberger, Richard*: Jugendlektüre. 2. Aufl., Wien: Verlag für Jugend und Volk 1965 [EA 1955].
- Bamberger, Richard*: [Artikel] Österreich. In: Klaus Doderer (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 2. 2. Aufl. Weinheim [u. a.]: Beltz 1984, 593–603.
- Baumgärtner, Alfred Clemens/Heinrich Pleticha* (Hrsg.) Abc und Abenteuer. Texte und Dokumente zur Geschichte des deutschen Kinder- und Jugendbuches. 2 Bde., München: Deutscher Taschenbuch Vlg. 1985.
- Böhm, Viktor*: Wo ist mein Heim, mein Vaterland? Die Kinder- und Jugendliteratur in der Ersten Republik. In: Hans-Heino Ewers/Ernst Seibert (Hrsg.): Geschichte der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wien: Buchkultur Verlags-Gesellschaft 1997, 88–98.
- Brechenmacher*: Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund. In: Die Bücherwelt (Wien) 1919, H. 1 [nach Marbach].
- Buchbesprechung zu A. Th. Sonnleitner, Die Höhlenkinder. In: Unsere Heimat (Wien) 1937, Nr. 10 [nach Marbach].

- Burger, Eduard*: Ein neues Buch von Sonnleitner. In: Die Quelle (Wien) 1923, H. 11/12 [nach Marbach].
- Burger, Eduard*: Buchbesprechung der Höhlenkinder-Trilogie. In: Die Quelle (Wien) 1931, H. 2 [nach Marbach].
- Burger, Eduard*: Sonnleitner, A. Th.: Samariter. In: Die Quelle (Wien) 1931, H. 9 [nach Marbach].
- Dahrendorf, Malte*: [Artikel] Inselmotiv. In: Klaus Doderer (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 2. 2. Aufl. Weinheim [u. a.]: Beltz 1984, 15–17.
- Doderer, Klaus* (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. 4 Bde. 2. Aufl. Weinheim [u. a.]: Beltz 1984.
- Franz, Kurt/ Günter Lange/Franz-Josef Payrhuber* im Auftrag der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur. e. V., Volkach (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur. Ein Lexikon [Loseblattsammlung]. Meitingen: Corian 1995 ff.
- Gettinger, Daniela Maria*: A. Th. Sonnleitners Werk *Die Höhlenkinder*. Themen – Motive – Zeitbezüge. Dipl.-Arbeit. Wien 2013.
- Giebisch, Hans/Gustav Gugitz*: Bio-bibliographisches Literaturlexikon Österreichs. Wien: Hollinek 1964.
- Gittinger, Kerstin*: Proletarische Kinder- und Jugendliteratur. Eine Untersuchung zum Diskurs des ‚Neuen Menschen‘ in der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur der Ersten Republik. Dipl.-Arbeit. Wien 2011.
- Glattauer, Mag. Christine*: Autorität und Gehorsam als Thema in der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur zwischen 1890 und 1938. Diss. Wien 2013.
- Heller, Friedrich C.*: Die bunte Welt. Handbuch zum künstlerisch illustrierten Kinderbuch in Wien 1890–1938. Wien: Brandstätter-Verlag 2008.
- Heller, Friedrich*: Vater der Höhlen- und Hegerkinder. In: Kulturberichte. Beilage zu den amtlichen Nachrichten der Niederösterreichischen Landesregierung 9/1989 [nach Marbach].
- Hurrelmann, Bettina* (Hrsg.): Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verl. 1995.
- Kleindel, Walter* (Hrsg.): Sonnleitner, Alois Theodor. In: Das große Buch der Österreicher. 4500 Personendarstellungen in Wort und Bild. Wien: Kremayr und Scheriau 1987 [nach Marbach].
- Klotz, Aiga*: Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840–1950. Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen in deutscher Sprache. Stuttgart, Weimar: Metzler 1990 ff.
- Kümmerling-Meibauer, Bettina*: Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein internationales Lexikon. 2 Bde. Stuttgart, Weimar: Metzler 1999.

- Kümmerling-Meibauer, Bettina*: Kinderliteratur, Kanonbildung und literarische Wertung. Stuttgart, Weimar: Metzler 2003.
- Lexe, Heidi*: Pippi, Pan und Potter. Zur Motivkonstellation in den Klassikern der Kinderliteratur. Wien: Praesens-Verl. 2003.
- Marbach, Rolf*: A. Th. Sonnleitner als österreichischer Reformpädagoge. Eine Untersuchung aus Anlaß seiner Jugendschrift *Die Höhlenkinder*. Darmstadt: Dissertations Druck Darmstadt 1996.
- Müller, Helmut*: [Artikel] Sonnleitner, A. Th. In: Klaus Doderer (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 4. 2. Aufl. Weinheim [u. a.]: Beltz 1984, 411–413.
- Partisch, Hubert*: Dr. A. Th. Sonnleitner. In: Ders. (Hrsg.): Österreicher aus sudeten-deutschem Stamme. Bd. 1. Maler, Graphiker, Bildhauer, Medailleure, Baumeister, Architekten, Dichter, Schriftsteller, Journalisten Wien: Forschungs- und Kulturstätte der Österreicher aus dem Donau-, Sudeten- und Karpatenraum 1961, 160.
- Schilcher, Anita/Claudia Maria Pecher* (Hrsg.): ‚Klassiker‘ der internationalen Jugendliteratur. Kulturelle und epochenspezifische Diskurse aus Sicht der Fachdisziplinen. Zwei Bde. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2013.
- Seibert, Ernst*: A. Th. Sonnleitner – ein Klassiker der österreichischen Jugendliteratur. In: 1000 & 1 Buch (Wien) 1989, H. 4.
- Seibert, Ernst*: A. Th. Sonnleitner. In: Franz, Kurt/ Günter Lange/Franz-Josef Payrhuber im Auftrag der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur. e. V., Volkach (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur. Ein Lexikon [Loseblattsammlung]. Teil 1. Meitingen: Corian 1995 ff.
- Seibert, Ernst/Susanne Blumesberger* (Hrsg.): Kinderliteratur als kulturelles Gedächtnis. Beiträge zur historischen Schulbuch-, Kinder- und Jugendliteraturforschung I. Wien: Praesens 2008 (Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich; 11).
- Soukup, Peter*: Die *Höhlenkinder* von Perchtoldsdorf. In: Samstag Nr. 25 vom 24.6.1989, 15 ff.
- Stach, Reinhard*: [Artikel] Robinsonaden. In: Klaus Doderer (Hrsg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 3. 2. Aufl. Weinheim [u. a.]: Beltz 1984, 188–191.
- Tlučhoř, Klara*: Der Tag des guten Willens. In: Die Quelle (Wien) 1931, H. 9 [nach Marbach].
- Tlučhoř -Sonnleitner, Clara*: Nachruf zum Tod ihres Mannes Dr. Alois Tlučhoř-Sonnleitner. Wien 1939 [nach Marbach].

Andreas Seidler (Köln)

Theodor Dielitz' *Land- und Seebilder*. Panoramatisches Erzählen und die Konstitution des bürgerlichen Subjekts in der Kinder- und Jugendliteratur des 19. Jahrhunderts

Fremde Orte und ferne Ereignisse stellten sich der städtischen Bevölkerung Europas im 19. Jahrhundert hauptsächlich durch zwei sehr unterschiedliche Medien vermittelt dar: das gedruckte Wort und das Panorama. In der Jugendliteratur des 19. Jahrhunderts lässt sich zeigen, dass diese beiden Medien trotz ihrer Verschiedenheit auch in einer Wechselwirkung zueinander stehen. Diese zeigt sich zum einen in einem Austausch von Themen und Darstellungsweisen. Darüber hinaus aber auch im Zusammenwirken der beiden Medien bei der Erzeugung eines bürgerlichen Bewusstseins und Weltverhältnisses. Anhand einer populären jugendliterarischen Reihe aus dem 19. Jahrhundert werden im Folgenden solche Verbindungen auf motivischer und medialer Ebene exemplarisch beleuchtet. Dabei wird erkennbar, dass nicht nur ein kolonialer Diskurs die Wahrnehmung des Fremden prägt, sondern auch das besondere mediale Dispositiv des Panoramas seine Wirkung auf Fremd- und Selbstwahrnehmung entfaltet.

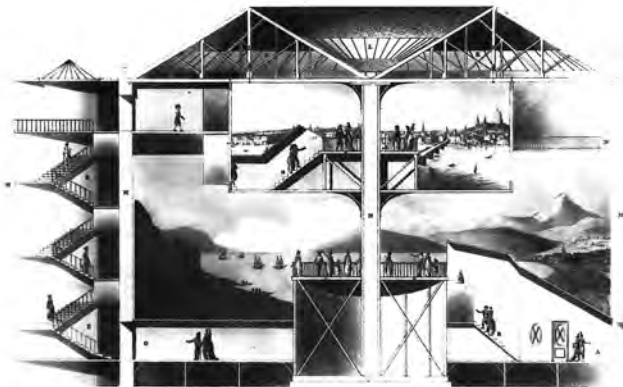
In Theodor Dielitz' jugendliterarischer Reihe *Land- und Seebilder* erschienen zwischen den Jahren 1841 und 1862 fünfzehn Bände, die sich großer Beliebtheit beim Publikum und jeweils mehrerer Auflagen erfreuten (vgl. Becker 1998, 642). Es handelt sich dabei um Kompilationen von Texten aus unterschiedlichen Quellen und unterschiedlicher formaler und stilistischer Gestaltung. Gemeinsam ist allen Beiträgen die inhaltliche Orientierung an spannenden Ereignissen aus fremden Weltgegenden. So werden zumeist spannungserzeugende Konfliktsituationen geschildert, die in Katastrophen, Kämpfen und Konflikten zwischen Menschen oder zwischen Mensch und Natur bestehen. Oft ist es dabei ein einzelner Held, der sich in einer fremden und bedrohlichen Umwelt behaupten muss (vgl. ebd., 644–553). Dielitz bedient sich für seine Sammlungen bei deutschen und europäischen Zeitschriften, aus denen er Beiträge übernimmt, bearbeitet und teilweise auch selbst übersetzt. Darüber hinaus greift er auf Erzählungen etwa von James Fenimore Cooper zurück, die er überarbeitet und komprimiert übernimmt. Die Textausschnitte und Nacherzählungen werden in den einzelnen Bänden ohne erkennbare Ordnung, ohne

Rahmung und Überleitungen aneinander gereiht. Susanne Becker hat hierin eine „Konzeption panoramatischer Erzählweise“ (Becker 1998, 646) erkannt. Diesem Hinweis auf Interferenzen zwischen den Medien Literatur und Panorama, die sich in den Sammlungen von Theodor Dielitz beobachten lassen, wird im Folgenden genauer nachgespürt. Das Panorama soll dabei nicht in der allgemeinen Bedeutung einer unverstellten Rundumsicht verstanden werden, sondern im konkreten Sinne als Bezeichnung für die speziellen, architektonisch gerahmten Rundgemälde, die sich im 19. Jahrhundert in Europa großer Verbreitung und Beliebtheit erfreuten.

Panoramen

Tatsächlich handelt es sich bei dem zusammengesetzten griechischen Wort Panorama (= „Allsicht“) um eine Neuschöpfung, die vor 1787, dem Jahr der Erfindung des ersten Panoramas im Sinne eines Landschaftsgemäldes, das einen 360°-Ausblick wiedergibt, nicht vorkommt. Erst abgeleitet von diesem speziellen technisch-visuellen Apparat, den das Panorama darstellt, findet sich der übertragene Wortgebrauch für einen freien und weiten Blicks in die reale Landschaft oder eine vollständige Zusammenstellung aller Gegenstände zu einem Thema (vgl. Oettermann 1980, 7 f.). Die ersten Panoramen wurden von dem Engländer Robert Barker ab 1787 ausgestellt. 1799 war diese neue Kunstform zum ersten Mal in Deutschland in Form von Barkers Panorama von London zu sehen. Diesem folgten schnell weitere Panoramen, die häufig auch maritime Ansichten zeigten. In allen größeren Städten Europas entstanden Rotunden zur Präsentation von Panoramen, die sich im Laufe des 19. Jahrhundert zu einem visuellen Massenmedium entwickelten.

Abb. 1 Radialschnitt durch Robert Barkers doppelstöckiges Panorama am Londoner Leicester Square 1798. (Oettermann 1980, 80)



Theodor Dielitz' Sammlungen von Abenteuerberichten und -geschichten verweisen bereits durch den Reihentitel *Land- und Seebilder* auf die Affinität zum visuellen Medium. Susanne Becker stellt fest, dass in Dielitz' Zusammenstellung der Einzeltexte und Textsequenzen „die literarische Umsetzung einer charakteristischen Wahrnehmungsform erkennbar [ist], die sich mit panoramatisch bezeichnen lässt. Das Panorama als zunächst rein bildliche Verwirklichung des Wunsches nach einer ‚Allsicht‘“ (Becker 1998, 649) wird dabei auch zum Modell der Organisation literarischer Texte. Der 1849 erscheinende 8. Band in Dielitz Reihe trägt sogar explizit den Titel *Panoramen*.

Abb. 2: Titelblatt von Theodor Dielitz: *Panoramen*. 2. Aufl., Berlin 1850.



Im Gefecht mit den „Wilden“

Die zweite Erzählung in diesem Band trägt den Titel *Ein Seegefecht mit Wilden*. Sie kann in verschiedenen Hinsichten als paradigmatisch gelesen werden. Neben der Thematisierung des Sehens als zentralem Motiv lässt sich darin auch die Selbstbeschreibung des europäischen Individuums in Abgrenzung von den kolonialisierten „Wilden“ mit all ihren Widersprüchen beobachten. Das in *Ein Seegefecht mit Wilden* geschilderte Geschehen ist räumlich und zeitlich genau verortet. Es trägt sich an der Küste Nordamerikas um den fünfzigsten Breitengrad auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert zu, einer Zeit, als dort „noch keine europäischen Niederlassungen gegründet“ (Dielitz 1850, 19) waren. Berichtet wird das Geschehen von einem Ich-Erzähler, der als „Unter-Steuermann“ auf einem Pelzhändlerschiff fährt. An dem angegebenen Ort lässt sich der Kapitän des Schiffes mit einem Indianerstamm auf den Handel mit Seeotterfellen ein. Die Eingeborenen verkaufen diese zu sehr günstigem Preis, und so entschließt sich die Besatzung in Erwartung weiterer Pelzlieferungen in einer Bucht vor Anker zu bleiben. Erzählerisch wird von Beginn an Spannung erzeugt durch die Bemerkung, dass das Schiff in der schmalen Bucht leicht von den „Wilden“ überfallen werden könnte. Denn, so berichtet der Erzähler, diese Eingeborenen waren, „wie wir wußten, ebenso listig und verrätherisch, als wild und grausam“ (ebd.). Da die englischsprachige Besatzung des Schiffes nicht in der Lage ist, die indianischen Namen ihrer Handelspartner auszusprechen, bezeichnet sie diese verächtlich nach an ihnen beobachteten Verhaltensweisen. So wird einer nur der „Ducker“ genannt, „weil er sich jedes Mal, so oft ein Gewehr losgeschossen wurde, niederkauerte.“ (Ebd., 20) Beim Handel zeigt sich den europäischstämmigen Seeleuten, „daß diese Indianer, obschon sich in ihren wilden, fast thierischen Gesichtszügen der größte Stumpfsinn ausprägte, doch äußerst verschlagen und habgierig waren.“ (Ebd.) In dieser Beschreibung der Eingeborenen schlägt sich zum einen der rassistische und chauvinistische Blick der Europäer nieder, zum anderen wird erzählerisch durch die Betonung dieser negativen Eigenschaften aber auch die Spannung weiter gesteigert, da ein Konflikt mit einer solchen Art von Menschen den Lesenden doch als unvermeidlich erscheinen muss. Die Gefahr konkretisiert sich, als bei einem Landgang der Besatzung die verbrannten Reste eines Schiffswracks entdeckt werden. Der Ich-Erzähler findet dabei einen Schieferstein, der mit der Botschaft beschriftet ist:

Die amerikanische Brigg ‚Seotter‘ ist am 9. Juni 1799 in diese Bai gelockt, von Wilden angegriffen und weggenommen worden. Der Kapitän und acht Mann wurden auf der Stelle getötet. Die Brigg wurde erst geplündert, dann ans Ufer gebracht und des Eisens wegen bis an den Rand des Wassers niedergebrannt. (Ebd., 21 f.)

Doch trotz dieser deutlichen Warnung entschließt sich der Kapitän des Pelzhändlerschiffes, in der Bucht zu verbleiben. Der genannte Grund dafür ist die Hoffnung auf weitere sehr vorteilhafte Geschäfte. Ohne dass dies in der Erzählung reflektiert würde, ist es gerade die den Eingeborenen unterstellte Habgier, die die europäische Besatzung selbst antreibt und schließlich in die folgenden Konflikte führt.

In der zweiten Nacht vor Anker ist der Ich-Erzähler an der Reihe, Wache zu halten. Da erfolgt der für die Leser¹ bereits zu erwartende Überfall der Indianer. Im Getümmel des Kampfes treibt schließlich das Schiff der Pelzhändler aus der Bucht ins offene Meer hinaus. Der Kapitän ist ermordet und der Großteil der Besatzung im Bug gefangen. Auf Deck befindet sich nur noch der Erzähler umgeben von ungefähr 25 feindlichen „Wilden“. Es gelingt ihm unbemerkt, das Schiff in Richtung offenes Meer zu steuern. Als die „Wilden“ feststellen, dass sie sich immer weiter von der Küste entfernen, sind sie entsetzt. Der Erzähler erkennt seine Chance, „so weit in die See hineinzukommen, daß kein Land mehr sichtbar“ (Dielitz 1850, 35) ist. Die Indianer wollen ihn zwingen, das Schiff zu wenden. Er kann sie allerdings davon überzeugen, dass hierzu alle Segel gehisst werden müssen, um mit mehr Fahrt in einem großen Kreis zu wenden. So gelingt es ihm, noch weiter ins offene Meer hinaus zu gelangen. „Das Schiff war jetzt über zwei Stunden von dem Lande entfernt und die Gegenstände an der Küste begannen in Dunst zu verschwimmen.“ (Ebd., 36) Dies verschafft dem erfahrenen Seemann schließlich den entscheidenden Vorteil gegenüber den „Wilden“. „Das Verschwimmen des Küstenstrichs beunruhigte sie mehr und mehr, und die Seekrankheit hatte bereits vier aus ihrer Schaar völlig rath- und kraftlos gemacht.“² (Ebd.) Unter diesen Umständen gelingt es dem Erzähler schließlich, die übrige Mannschaft aus dem Schiffsbug zu befreien und es kommt zu einem brutalen Kampf mit den Indianern, die am Ende bis auf ihren Häuptling alle tot oder über Bord gesprungen sind: So heftig war der Kampf, dass darauf zunächst „das Verdeck von Blut zu reinigen“ (ebd., 38) war. Der Lieutenant, der nun das Kommando über das Schiff übernommen hat, befiehlt, noch einmal zurück zur Küste zu segeln, um den sich im Uferdickicht versteckenden übrigen „Wilden“ eine abschreckende Lektion zu erteilen:

-
- 1 Vermutlich handelte es sich beim Publikum von Dielitz' Abenteuergeschichten tatsächlich um ein überwiegend männliches.
 - 2 Zu beachten ist der hier hergestellte Zusammenhang zwischen dem Verschwimmen der Küste am Horizont und der Seekrankheit der Eingeborenen, auf den noch zurückzukommen sein wird.

Der alte Häuptling wurde mit gebundenen Händen auf eine Kanone gestellt, ein Strick um seinen Hals befestigt, und auf ein gegebenes Zeichen hing der Indianer am Raeanarm. Einige Minuten später wurde das Tau abgehauen; die Leiche stürzte in das Meer und verschwand. (Dielitz 1850, 39)

Der Horizont und die *Sehkrankheit*

Im Hinblick auf die Bedeutung des Sehsinns ist an dieser Geschichte vor allem das Detail interessant, dass die „Wilden“ durch einen ihnen unvertrauten visuellen Eindruck überwältigt werden. Das Verschwinden des Küstenstreifens am Horizont ist es, was ihnen die Beherrschung und damit die Kontrolle über das Schiff raubt. Der navigations- und seerfahrenere Untersteuermann führt diesen Zustand kühl planend herbei.

Mit dieser Thematisierung des Blicks auf den Horizont wird ein kulturgeschichtlich und anthropologisch bedeutsames Motiv in der Konstitution des bürgerlichen Bewusstseins aufgerufen. Der Blick auf einen „nach allen Seiten offenliegenden Horizont [bildet] eines der prägenden kollektiven Wahrnehmungsmuster für das aufstrebende Bürgertum“, wie Albrecht Koschorke (1990, 56) anhand literarischer Zeugnisse der Goethezeit eindrücklich nachgewiesen hat. Die Entdeckung des Horizonts als einer fast mathematisch reinen Linie, die den Betrachter im 360° Winkel umschließt, lässt sich nur auf dem Meer machen. Bis ins 18. Jahrhundert war Horizont daher ein Fachbegriff, mit dem sich lediglich perspektivtheoretisch interessierte Maler und navigierende Seeleute beschäftigten (vgl. Oettermann 1980, 10). Für ungeübte Menschen war die Erfahrung des offenen Horizonts hingegen ein geradezu körperlich überwältigender Eindruck. Dies wird besonders anschaulich in einer Episode aus Goethes Tagebuch seiner Italienischen Reise. Unter dem Datum des 30.03.1787 schildert er die Reaktion auf seine erste Erfahrung des offenen Horizontes, die er auf der Überfahrt nach Sizilien macht:

Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter. [...] Nun war kein Land mehr zu sehen, der Horizont ringsum ein Wasserkreis, die Nacht hell und schöner Mondschein. Ich hatte doch dieser herrlichen Ansichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. (Goethe 1981, 225 f.)

Deutlich wird, dass Goethes Seekrankheit nicht etwa durch hohen Wellengang ausgelöst wird, sondern sein Wahrnehmungsapparat der ungewohnten Erfahrung des offenen Horizontes erliegt. Dies wird auch durch den Fortgang seiner Schilderung unterstrichen, denn der seereisende Dichter entzieht sich dem Anblick des Horizonts, indem er sich unter Deck in seine Kajüte begibt, wo er sich denn bald

wieder „ganz behaglich“ (Goethe 1981, 226) fühlt. Mit Recht lässt sich also behaupten, dass es sich bei Goethes Reaktion weniger um eine *Seekrankheit* als um eine *Sehkrankheit* handelt (vgl. Oettermann 1980, 13). Der Anblick des offenen Horizonts führt zu einer wahrnehmungspsychologisch bedingten Überwältigung des ungeübten Individuums.

Dabei stellt sich eine überraschende Verbindung zwischen dem werdenden deutschen Dichturfürsten und den nordamerikanischen „Wilden“ ein. Auch in Dielitz' Erzählung wird deutlich, dass die *Seekrankheit* durch die Erfahrung des offenen Horizonts auf See verursacht wird. Der see-, navigations- und damit auch horizontenerfahrene Untersteueremann, der das Schiff mit den feindlichen Eingeborenen aufs offene Meer hinaus manövriert, schildert seine Überlegungen und Beobachtungen:

Die Küste war sehr niedrig und fünf bis sechs Stunden konnten uns so weit entfernen, daß nichts mehr von ihr zu sehen war. Nicht ohne einiges Behagen machte ich zu dieser Zeit die Entdeckung, daß fünf bis sechs Wilde [...] Zeichen der *Seekrankheit* gewahren ließen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich jetzt alle diese Schurken auf rauhem Wasser *gehabt hätte!*“ (Dielitz 1850, 35 f., Hervorhebung A.S.)

Es herrscht also auch hier kein hoher Seegang, sondern das Verschwimmen des Küstenstreifens zur reinen Horizontlinie ist es, was die *Seekrankheit* bzw. *Sehkrankheit* der Eingeborenen auslöst.

Das Panorama und das bürgerliche Weltverhältnis

Diese Textbefunde sind aufschlussreich auch im Hinblick auf die Bedeutung des Mediums Panorama für die Genese des bürgerlichen Individuums im 19. Jahrhundert. Der Zusammenhang zwischen Horizont und Panorama erschöpft sich nicht in der Koinzidenz von Goethes geschilderter Horizontenerfahrung und der Erfindung des Panoramas im selben Jahr 1787. Die Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse ist nicht so zufällig, wie sie zunächst erscheinen mag, sondern sie spricht dafür, dass die Faszination und die Beschäftigung mit der Möglichkeit des freien Blicks in die 360° offene Landschaft zu dieser Zeit offensichtlich virulent sind. „Das Panorama war die Reaktion der Kunst auf die Entdeckung des Horizonts“, stellt Stephan Oettermann (1980, 12) fest. Auch die Symptome der ersten Panoramabesucher und der ungeübten Betrachter des Horizonts auf See gleichen sich. „Die Berichte, daß ‚zartnervigte Damen‘ und ‚junge Stutzer‘ in den ersten Panoramen seekrank wurden, sind zahlreich.“ (Ebd., 13) Die Rundgemälde der Panoramen sind künstlerische Bearbeitung und Evokation der Horizontenerfahrung. Das Panorama wird „zur Schule des Blicks, zum optischen Simulator, in der

der extreme Sinneseindruck, das sensationelle, weil ungewohnte Erlebnis immer wieder und wieder geübt werden konnte.“ (Oettermann 1980, 19) Es erscheint „als Maschine, in der die Herrschaft des bürgerlichen Blicks gelernt und zugleich verherrlicht wird“ (ebd., 9) und ist somit die materialisierte Form „eines spezifisch modernen, bürgerlichen Natur- und Weltverhältnisses“ (ebd.). Das Medium Panorama leistet somit einen Beitrag zur Konstitution des bürgerlichen Subjekts im 19. Jahrhundert. Dessen Verhältnis zu der es umgebenden Welt ist geprägt durch einen distanzierenden Blick, rationale Durchdringung sowie die Beherrschung des eigenen Körpers und seiner Affekte.

Zur Genese dieses Weltverhältnisses tragen auch literarische „Panoramen“ wie Theodor Dielitz' Kompilationen von Abenteuergeschichten bei. Die Rezeptionssituationen von Panoramabesuchern und Abenteuergeschichtenlesern ähneln sich dabei strukturell. So wie der Besucher im Panorama von einer Plattform im Zentrum auf Gemälde von fremden Weltgegenden schaut, ist der Leser dazu in der Lage, vom heimischen Sessel aus Anteil zu nehmen an Geschichten, die von den Gefahren in fremden Ländern und im Umgang mit fremden Menschen erzählen. Durch die in den geschilderten Konfliktsituationen aufgebaute Spannung wird der jugendliche Leser affektiv an die Erzählung gebunden. Er erfährt jedoch gleichzeitig, dass rationales Handeln und die Beherrschung der eigenen Affekte die entscheidenden Vorteile beim Kampf des Europäers gegen Naturgewalten und fremde Völker sind, und kann diese Erkenntnisse so verinnerlichen.

Susanne Becker hat herausgestellt, dass die Textsammlungen von Dielitz die Unterhaltungsfunktion in den Vordergrund stellen und die Belehrung höchstens eine mittelbare sei (vgl. Becker 1998, 642). Es kann jedoch unterstellt werden, dass diese implizite Belehrung umso wirksamer bei identifikatorisch lesenden Jugendlichen ist. Die These, dass die belehrende Absicht bei einem Text wie *Ein Seegefecht mit Wilden* gar nicht so sehr im Hintergrund steht, wird bestärkt durch die Beobachtung der Genauigkeit und Vielfalt, mit denen darin die Elemente bürgerlicher Weltbeherrschung vorgeführt werden. Neben der Beherrschung der eigenen Affekte sind dies die Beherrschung der Technik (in diesem Falle der Schiffstechnik), die Möglichkeit der exakten Berechnung von Raum und Zeit und nicht zuletzt das Verfügen über das Medium der Schrift. Dies wird in der behandelten Geschichte besonders deutlich am Motiv der Schiefertafel, durch die die Nachricht von einem früheren Überfall auf ein anderes Handelsschiff an die Pelzhändler gelangt, ohne dass die Eingeborenen von dieser Form der Informationsübermittlung überhaupt Kenntnis nehmen.

Anhand dieser Geschichte aus den umfangreichen Sammlungen von Dielitz' *Land- und Seebildern* lassen sich also verschiedene bemerkenswerte Beobach-

tungen machen: Vielsagend sind auf der Inhaltsseite die offenen ethischen und moralischen Widersprüche beim Umgang der Europäer mit den Fremden bzw. dem Fremden. Den „Wilden“ wird Grausamkeit und Habgier unterstellt, während die europäische bzw. amerikanische Schiffsbesatzung selbst durch Gewinnstreben angetrieben ist, und die Brutalität der Eingeborenen beim Überfall auf das Schiff durch die Strafaktion sogar noch überboten wird. Dieser Widerspruch zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung der Weißen auf der einen und ihrem tatsächlichen Verhalten auf der anderen Seite wird jedoch in der Erzählung an keiner Stelle thematisiert oder reflektiert. Vielmehr erscheint er in ihrem Diskurs völlig verdeckt durch den chauvinistischen Blick der Europäer.

Darüber hinaus macht die Erzählung *Ein Seegefecht mit Wilden* aufmerksam auf die kultur- und mentalitätsgeschichtliche Bedeutung der „Entdeckung des Horizonts“. Diese steht für eine Neuformierung des bürgerlichen Weltverhältnisses am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Einen wichtigen medialen Erprobungsraum dafür stellen die neuen und alsbald populären Panoramen dar. Diese entfalten nicht nur mentalitätsprägende Wirkungen, sondern geben ihre Struktur auch an literarische Texte weiter. Das Panorama gibt nicht nur eine bestimmte Form des Blicks auf die Welt vor, sondern wird auch modellhaft für die Strukturierung literarischer Texte und Sammlungen, die der bürgerlichen Jugend in Europa exotische Weltgegenden und fremde Völker vorstellen sollen. Exemplarisch erkennbar wird an Theodor Dielitz' *Land- und Seebildern* auch, dass es nicht erst im 20. Jahrhundert zu einem Austausch von Themen und Strukturen zwischen der Kinder- und Jugendliteratur auf der einen Seite und anderen Medien wie dem Film oder später auch den Computerspielen auf der anderen Seite kommt. Solche intermedialen Wechselbeziehungen lassen sich bereits anhand des Panoramas als Vorläufer der modernen audiovisuellen Medien beobachten.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Dielitz, Theodor: Panoramen. 2. Aufl. Berlin: Winckelmann [1850]. – EA 1849.
Goethe, Johann Wolfgang von: Werke. Bd. 11. Hamburg: Wegner 1950.

Sekundärliteratur

Becker, Susanne: [Beitrag zu:] Theodor Dielitz (1810–1869): Land- und Seebilder. In: Otto Brunken/Bettina Hurrelmann/Klaus-Ulrich Pech (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [4:] Von 1800 bis 1850. Stuttgart [u. a.]: Metzler 1998, 641–655.

Koschorke, Albrecht: Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990.

Oettermann, Stephan: Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums. Frankfurt a. M.: Syndikat-Verl. 1980.

Abbildungen

Abb. 1: *Radialschnitt durch Robert Barkers doppelstöckiges Panorama am Londoner Leicester Square 1798.* – Aus: Oettermann 1980, 80.

Abb. 2: *Schmucktitel in: Theodor Dielitz: Panoramen. 2. Aufl. Berlin: Winckelmann [1850].* – Exemplar: Universitätsbibliothek Braunschweig.

Klaus-Ulrich Pech (Köln)

Anni von Instettens Kinderlektüre. Kinderliteratur für junge Leserinnen und Leser im Angebot des Warenhauses Wertheim, Berlin, anno 1903/04

Welche Kinderbücher hätte Fontane den Baron von Instetten seiner Tochter, welche den alten Briest seiner Enkelin schenken lassen können?

1. Methodisches

Die Produktions- und die Distributionsseiten des Literatursystems ‚Kinder- und Jugendliteratur‘ im deutschsprachigen Raum sind, jedenfalls für die meisten Literaturepochen, gut untersucht und dokumentiert: ob Werke, Autoren, Verlage, ob kulturelle, pädagogische, soziale oder politische Entstehungsbedingungen, ob Rezensionswesen, Förderinstitutionen oder Empfehlungslisten, zu all diesen Fakten und Aspekten gibt es Studien, Forschungsbeiträge und vor allem eine hochdifferenzierte Handbuchliteratur.¹

Dies gilt jedoch nicht für die Rezeptionsseite, vor allem nicht bei schon länger vergangenen Zeiträumen. Aus in der Natur der Sache liegenden Gründen ist die Quellenbasis schmal und zudem von großen Unzuverlässigkeiten bestimmt: Leserberichte, Autobiographisches, eventuelle Befragungen oder Umfragen oder Schulberichte – diese eher unsystematisch entstandenen, von Zufällen und von methodischen Vielfältigkeiten geprägten Quellen bilden zumeist nur die Basis bei einer Beschäftigung mit der Literaturrezeption. Dazu kommen eventuell noch die harten Fakten wie Auflagenzahl und Auflagenhöhe, kurz: die Zahl der verkauften Bücher. Das heißt zwar noch nicht, dass sie auch gelesen wurden, aber es heißt immerhin, dass sie für den Käufer einen bestimmten Wert besaßen, etwa als Informations- oder Unterhaltungsquelle, als Wunscherfüllung, Leseanregung, repräsentatives Geschenk, als Förderung und Stabilisierung einer bestimmten

1 Ohne die in ganz erheblichem Maß von Otto Brunken geprägten Bände des in der Kölner Arbeitsstelle für Leseforschung und Kinder- und Jugendmedien erarbeiteten mehrbändigen *Handbuchs zur Kinder- und Jugendliteratur* hätte dieser Aufsatz nicht geschrieben werden können.

kulturellen Einstellung oder als Beitrag zum familialen kulturellen Kapitel. Auf vielerlei Weise konnte also das Buch dem Rezeptionsinteresse entgegenkommen.

Ein neuer Ansatz bei der Frage nach gerne und häufig gekauften Büchern, also bei der Frage nach den beim Kauf- (und Lese-)Publikum besonders beliebten und erfolgreichen Büchern, ergibt sich bei dem Blick auf eine Einrichtung, die sich per se dem massenhaften Verkauf von Waren widmet: dem Kaufhaus.² Exemplarisch soll hier das Kinder- und Jugendliteratur-Angebot des renommierten Berliner Kaufhauses Wertheim aus der Verkaufsperiode 1903/04 analysiert werden. Ermöglicht wird dies durch den Versandkatalog, der durch einen (auf nicht dokumentierte Weise bearbeiteten) Nachdruck gut zugänglich ist.³

Die Handelsfirma Wertheim war 1875 in Stralsund gegründet worden und seit 1885 mit einem Kaufhaus in Berlin vertreten. Seit dem großzügigen, noblen und mit Kunstwerken ausgestatteten Bau des Kaufhauses Wertheim am Leipziger Platz gehörte Wertheim zu den größten und vor allem auch renommiertesten Warenhausfirmen des Deutschen Kaiserreichs – gerade durch den 1897 eröffneten Berliner Neubau gewann die Firma das bis dahin zurückhaltende wohlhabende Bürgertum als Kundschaft.⁴ Schon Ende des 19. Jahrhunderts und damit als eine der ersten Handelsfirmen in Deutschland, begann Wertheim, auch einen Versandhandel zu betreiben, vor allem, um die in Berlin ausgebildeten preußischen Beamten, die dann mitsamt ihren Familien in ferne preußische Provinzstädtchen versetzt wurden, weiterhin mit den ansprechenden Waren der Hauptstadt versorgen zu können.

-
- 2 Zur nicht nur ökonomischen, sondern auch zur besonderen kulturellen und psychosozialen Bedeutung des Kaufhauses gerade im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert liegt eine reichhaltige Literatur vor, von den aphoristisch-phänomenologischen Anmerkungen Walter Benjamins der 1920er Jahre bis zu den kultursoziologischen Untersuchungen von Klaus Strohmeier (1980) und Detlef Briesen (2000).
 - 3 Mode-Katalog Warenhaus A. Wertheim Berlin. 1903/1904. Nachdruck Georg Olms, Hildesheim, 4. Aufl. 1979. Hinweis auf der unpaginierten Seite 4: „Die im Privatbesitz befindliche Originalausgabe wurde für die vorliegende Edition gestrafft und erhielt aus diesem Grunde eine neue Paginierung.“
 - 4 Eine kurze Beschreibung des Gebäudes bietet der Katalog auf S. 3: „Das Verkaufshaus Leipzigerstr. 132/35 hat eine Frontlänge von 100 Metern und bedeckt eine Grundfläche von 7800 Quadratmetern. Den Verkehr im Innern des Hauses vermitteln 10 Treppenhäuser, 11 Personenfahrstühle, 2 Fahrtreppen und 8 Aufzüge und Hebebühnen für Lasten. Zu den Sehenswürdigkeiten des Hauses gehören: Der große Lichthof, der Onyxsaal, die Kunstausstellung, die Ausstellung moderner Wohnräume, der Antiquitätensaal, der Erfrischungsraum und der Wintergarten.“

In dem vorliegenden Katalog werden auch Kinder- und Jugendbücher angeboten, also Bücher, die sich, so ja das Grundprinzip eines Warenhauses, besonders gut verkaufen – aus welchen Gründen auch immer. Nun muss man selbstverständlich wiederum fragen: Woher wußten die entsprechenden Mitarbeiter des Kaufhauses, welche Kinder- und Jugendliteratur sich gut verkaufen würde? Dazu liegen leider keine Dokumente vor – nicht nur, weil wichtige Archive im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden, sondern weil man solche Entscheidungen selten dokumentierte oder entsprechende Unterlagen dieser eher nebenrangigen Abteilungen nicht für aufhebenswert hielt. Doch wichtig ist für die hier vorliegende Fragestellung nicht nur der Aspekt der Rekonstruktion, sondern auch derjenige der Konstruktion: Das Buchangebot reagiert nicht nur auf die Bedürfnisse der Kunden, sondern es schafft auch erst die entsprechenden Möglichkeitsräume. Das Kommerzielle ist zudem Filter einerseits, Verstärkung andererseits.

Die Auswahl, so ist anzunehmen, musste einerseits der kulturellen Orientierung der Wertheimkunden entsprechen, deren Wertvorstellungen, deren Bild einer passenden, einer ‚guten‘ Kinder- und Jugendliteratur, und andererseits musste das kinderliterarische Angebot in das Gesamtangebot von Waren des gehobenen Bedarfs passen und somit auch das Image, sozusagen den Markenauftritt von Wertheim unterstützen. Deshalb formuliere ich trotz aller Unwägbarkeiten und aller Differenzierungen die schlichte These: Das Kinder- und Jugendliteratur-Angebot des Kaufhauses Wertheim dokumentiert die zu Beginn des 20. Jahrhunderts im wohlstuierten Bürgertum am meisten wertgeschätzte und deshalb gerne (und oft) gekaufte Kinder- und Jugendliteratur.

Es ließe sich nun einwenden, dass diese Perspektive so originell nicht sei, denn die Katalogseiten reproduzierten nur das, was ohnehin an anderer Stelle vorhanden und zugänglich sei – Auflagenhöhen, Auflagenzahlen, Buchpreise und anderes könne man auch Verlagsarchiven, -mitteilungen, -katalogen sowie Bücherverzeichnissen entnehmen und nicht zuletzt den vorliegenden Kölner Handbuch-Bänden. Doch abgesehen davon, dass es mühsam ist, manchmal auch ergebnislos, oft sogar von Zufällen bestimmt, beispielsweise ‚belastbare‘ Verkaufszahlen zu finden, ist hier durch den Warenhaus-Katalog a) nicht nur eine Offenlegung von (oft voneinander isolierten) Einzeldaten zu sehen, sondern b) vor allem ein Gesamtbild erfolgreicher, anerkannter Kinder- und Jugendliteratur zu einem eng umrissenen, fest definierten Zeitraum. Das Gesamtbild ist, wie gezeigt werden kann, weitaus aussagekräftiger als die Summe einzelner Mosaiksteinchen.

Der Katalog sprach also vor allem eine wohlstuierte, in Berlin wie im Berliner Umland und im gesamten Preußen lebende Kundschaft an. – Wir können uns durchaus vorstellen, dass die alten Briests, Annies Großeltern, die auf ihrem Land-

gut fern einer Buchhandlung lebten, über den Wertheim-Katalog Bücher für ihre Enkelin aussuchten. Und möglicherweise verließ sich auch der karriereorientierte Baron von Innstetten selbst bei der Auswahl geeigneter Kinderbücher für seine Tochter auf das Angebot des renommierten Warenhauses.

2. Fakten

In dem Warenkatalog des Kaufhauses Wertheim für die Periode 1903/04 wird Kinder- und Jugendliteratur auf vier Katalogseiten präsentiert (138–141) – verglichen mit anderen Warengruppen ist das ein durchaus markantes Angebot. Unterteilt ist dieses Buchangebot in „Jugendschriften. Erzählungen und Märchen für jüngere Knaben und Mädchen“ (138 f.), „Jugendschriften. Für die männliche Jugend“ (139) und „Jugendschriften für die weibliche Jugend“ (140 f.). Insgesamt werden rund 190 Bücher angeboten, davon in der ersten Gruppe ca. 50, in der zweiten ca. 10 und in der dritten ca. 130. Innerhalb jeder Gruppe sind die Werke alphabetisch sortiert, zumeist nach dem Verfassernamen, gelegentlich aber auch nach dem Titel (z. B. *Gullivers Reisen, Märchen und Lieder, Spielbuch*). Nach der Nennung von Autor und Titel folgen in den meisten Fällen eine Angabe zu Art und Umfang der Illustration sowie Angaben zur Ausstattung, schließlich, als einzige Angabe fett hervorgehoben, der Preis.

Auf jeder der vier Katalogseiten werden drei bis sechs Bücher hervorgehoben durch eine größere Präsentation, die neben den in größerer und fetterer Schrift präsentierten Angaben noch eine Abbildung des Bucheinbandes enthält – zum Teil sind diese hervorgehobenen Präsentationen Wiederholungen der in der alphabetischen Liste genannten Werke, zum Teil sind sie aber nur auf diese Weise im Katalog vertreten. Nochmals durch einen eigenen Kasten und einen speziellen Schrifttyp hervorgehoben sind eine „Preiswerte Jugendschriften-Kollektion“ (138) und „Besonders empfehlenswerte Jugendschriften“ (141).

Bei vielen Büchern werden unterschiedliche Ausstattungsvarianten mit dementsprechend unterschiedlichen Preisen angeboten. Zumeist handelt es sich um zwei Varianten: sogenannter „eleganter Leineneinband“ einerseits, „geringeres Papier und einfacherer Einband“ oder „einfacher ausgestattet“ andererseits. In der Regel kostete die schlichtere Ausgabe nur (oder knapp etwas mehr als) die Hälfte der aufwendiger ausgestatteten. Von den Hey-Speckterschen Fabeln werden fünf verschiedene Ausgaben angeboten: eine „Pracht-Ausgabe“ für 6,- Mark, eine „kolorierte Ausgabe“ für 4,- Mark, eine „grosse schwarze Ausgabe“ in zwei Bänden für je 3,- Mark, eine „Schul-Ausgabe“ in zwei Bänden für je 1,50 Mark und eine zweibändige „Jubiläumsausgabe“ für je 0,50 Mark – billigste und teuerste Ausgaben unterscheiden sich also um mehrere hundert Prozent.

Altersangaben finden sich nur gelegentlich und beziehen sich wohl zumeist direkt auf Verlagsangaben bzw. auf die im Titel aufgeführten Angaben; von der Firma Wertheim selbst scheinen keine Altersangaben hinzugefügt worden zu sein. So trägt etwa der Erzählungsband *Der Allerwelts-Onkel* von Robert Hertwig den Untertitel „Neue Erzählungen für Kinder v. 8–12 Jahren“, von Helene Stökl gibt es *Kleine Erzählungen für Kinder von 8–12 Jahren*, Nordische Sagen, von J. Staacke bearbeitet, tragen den Untertitel „für Knaben und Mädchen von 8–14 Jahren“, Agnes Hoffmanns *Lottes Tagebuch* enthält „Erzählungen für Mädchen von 12–14 Jahren“ und Anna Schobers *Hanna* ist „für erwachsene Mädchen“.

Die Preise der normal angebotenen Bücher liegen zwischen 0,60 Mark und 15 Mark – für 60 Pfennige werden „Grimms Märchen [...] Geringeres Papier mit einfach Einbd.“ angeboten; 15 Mark kostet die „feine Ausgabe in hell. Damastin-gew. geb. in eleg. Hülse. Lnb.“ eines dreibändigen *Trotzkopf*. Die meisten Bücher kosten drei oder vier Mark⁵. Exemplare der „Preiswerte(n) Jugendschriften-Kollektion. Ueber 100 Seiten stark mit Illustrationen in Farbendruck. Moderner eleganten Halbleinband“ kosteten dagegen nur 0,48 Mark – sie wurden vermutlich eigens für die Firma Wertheim hergestellt.

Vergleicht man die Katalogpreise mit denen der Verlage, so ergibt sich, soweit sich das überprüfen läßt, ein uneinheitliches Bild. Viele der angebotenen Bücher werden zum gleichen Preis, wie in den Verlagskatalogen angegeben, angeboten; ausdrücklich auf den auch von Wertheim ohne Abstriche übernommenen Ladenpreis hingewiesen wird nur in der Rubrik „Besonders empfehlenswerte Jugendschriften“. Es gibt jedoch auch schätzungsweise 20 Prozent, die bei Wertheim preiswerter verkauft werden als im Buchhandel. Inwieweit sich die Firma Wertheim verpflichtet sah, sich an die seit 1888 geltende Buchpreisbindung zu halten, ist nicht zu klären – vertragsrechtlich dazu verpflichtet waren sie im Jahr 1903 noch nicht.⁶ Bei einigen wenigen Buchbeschreibungen findet sich vor dem

5 Zum Vergleich werden einige andere Katalogpreise gelistet: Herrenhüte 5,- Mark, Kravatten 0,90 Mark, Mädchenmantel zwischen 4,- und 16,- Mark, einfache Tischlampe 3,- Mark, Damenschuhe 5,- Mark und der Kasten Zinnfiguren „Schlacht bei Gravelotte am 28. August 1870, dargestellt durch massive [...] Figuren und Gruppen mit Kaiser Wilhelm [sic! Er war damals noch König von Preußen], Kanonen, Windmühle etc.“ kostete 4,50 Mark.

6 Ein erster Schritt auf dem Weg zur gesetzlich geregelten Buchpreisbindung in Deutschland waren die 1888 vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels eingeführten Regelungen einer sogenannten Verkaufsordnung. Dies war nur eine vereinsrechtliche Regelung, der sich allein die Mitglieder des Börsenvereins, in der Regel also Verlage, Buchhandlungen und Buchversandfirmen, zu unterwerfen hatten. Warenhausfirmen

Katalogpreis die Angabe des „früheren Ladenpreises“ – eine Ausgabe von Andersens Märchen kostete demnach früher 3,60 Mark, jetzt 2,- Mark, der *Jugendheimgarten*, herausgegeben von Friedrich Arnold früher 8,- Mark, jetzt 3,50 Mark und Coopers *Lederstrumpf*-Erzählungen (für die Jugend bearbeitet von Friedrich Meister) statt 7,- nur 4,25 Mark. Ältere Jahrgänge der Zeitschrift *Jugendgarten* (herausgegeben von Otilie Wildermuth) werden für 2,50 statt 6,75 Mark angeboten, ältere Jahrgänge des Jahrbuchs *Deutsches Mädchenbuch* (herausgegeben von Frida Schanz) für 2,90 statt 6,50 Mark.

3. Positionen und Tendenzen

Wie stark sich das Angebot am bildungsbürgerlichen Wertekanon orientiert, wie sehr es mit den Vorstellungen einer Kinder- und Jugendliteratur verbunden ist, die den Sozialisations- und Bildungsvorstellungen des Bürgertums entspricht, zeigt schon der erste Blick auf das Gesamtangebot: Es dominieren bekannte und von religiösen, pädagogischen oder literarischen Institutionen sanktionierte und in zahllosen Empfehlungsartikeln und Empfehlungslisten vertretene Autoren, Autorinnen und Werke des 19. Jahrhunderts.

3.1 Die ältesten der angebotenen Werke

Zum einen werden, wohl selbstverständlich, die schon zu Klassikern gewordenen Ausgaben von sogenannter Volksliteratur, also von Sagen, Legenden und Märchen, angeboten. Dazu zählen beispielsweise Musäus' *Märchensammlung* (als *Volksmärchen der Deutschen* erstmals 1782–86 erschienen), Grimms *Kinder- und Hausmärchen* (erstmalig 1812–15), *Rübezahl-Erzählungen*, herausgegeben von Rudolf Reichardt (früheste Sammlung Mitte des 17. Jahrhunderts, die von Reichardt bearbeitete von 1891) und *Deutsche Heldensagen* von Gustav Schalk (erstmalig in dieser Bearbeitung als *Deutsche Heldensagen für Jugend und Volk* 1891 erschienen).

Zum anderen werden zahlreiche, bereits vor mehreren Jahrzehnten erstmalig erschienene Werke der Erzählliteratur angeboten. Dazu gehören etwa die unverwüthlichen *Ostereier* von Christoph von Schmid (1816), Hauffs *Märchenalbum* (1826–1828), die *50 Fabeln für Kinder* von Hey und Speckter (1833/37), die *Schicksale der Puppe Wunderhold* von Cosmar (d. i. Antonie Klein, 1839) sowie

waren zumeist nicht Mitglied des Börsenvereins, hatten jedoch zugleich auch kein Interesse, gegen die Politik des Börsenvereins des deutschen Buchhandels zu opponieren. Erst 1927 wurde die Buchpreisbindung gesetzlich festgeschrieben.

von Anna Stein (d. i. Margaretha Wulff) *52 Sonntage* (erstmal als *52 Sonntage oder Tagebuch dreier Kinder* 1842 erschienen). Darüber hinaus wird sehr viel Belletristisches der 1850er und 1860er Jahre angeboten.

3.2 Die aktuellsten der angebotenen Werke

Dies sind nahezu ausschließlich die bald schon zu Standardwerken, wenn nicht gar Klassikern gewordenen Werke der Erzählliteratur für Mädchen. Dazu zählen die *Trotzkopf*-Bände von Emmy von Rhoden (1885) und Else Wildhagen (1892/1896), *Heidi* (1887) sowie zahlreiche weitere Bücher von Johanna Spyri (darunter beispielsweise *Was soll denn aus ihr werden*, 1887), zahlreiche Bücher von Clementine Helm (1880er und 1890er Jahre), von Helene Stökl (1890er Jahre) und von Bernhardine Schulze-Smidt (1890er Jahre), darunter beispielsweise *Jugendparadies*, 1895). Außerdem gehören zu den aktuellsten Büchern auch einige sachliterarische Werke.

Betrachtet man die im Katalogangebot vertretenen Gattungen und Genres, dann ist festzustellen, dass eindeutig die Belletristik dominiert. Verglichen mit dem Gesamtangebot auf dem KJL-Markt, verglichen auch mit der Resonanz, die sie etwa im zeitgenössischen Rezensionswesen erreichte, ist die Sachliteratur nur äußerst gering vertreten. Dazu zählt etwa *Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien* (erstmal 1854 von Franz Reuleaux herausgegeben, hier die zehnbändige 9. Auflage von 1896–1901) in der Abteilung „Für die männliche Jugend“, obwohl dieses Werk keineswegs als Jugendlektüre gedacht war, sondern als Nachschlagewerk für technisch interessierte Erwachsene oder gar für ein Fachpublikum. Dazu zählen die einer explizit borussischen Geschichtsschreibung verpflichteten Bücher von Hans Forsten *Unser Kaiser in Palästina* (2. Aufl. 1900) und von Conrad Fischer *Prinz Heinrich in Kiautschau* (1902) oder die beiden Werke von Eugen von Enzberg *Krieg in China* (1901) und *Der Freiheitskampf der Buren* (1902) – alle in der Abteilung „Besonders empfehlenswerte Jugendschriften“ verzeichnet. Rechnet man zur Sachliteratur noch zwei *Spielbücher* hinzu – eines „für Knaben“, eines „für Mädchen“, sonst ohne weitere Hinweise – dann umfaßt die Sachliteratur keine zehn Werke, also gerade mal 5 Prozent des Gesamtangebots. Die Gründe dafür sind unbekannt. Es kann am Desinteresse der Firma Wertheim liegen, die möglicherweise zuvor mit Sachliteratur für junge Leserinnen und Leser zu geringe Umsätze gemacht hat; diese Möglichkeit ist allerdings angesichts des weit ausdifferenzierten, hochprofessionalisierten, titel- und auflagenstarken Angebots wenig wahrscheinlich. Populärwissenschaftliches zu den deutschen Leistungen auf nahezu allen Gebieten von Wissenschaft, Technik und Entdeckungen erfreute sich in großen Teilen des Bürgertums großer Beliebtheit. Eher

anzunehmen ist daher, dass etwa der Spamer-Verlag, der in diesen Jahren der mit weitem Abstand führende Sachliteratur-Verlag war, kein Interesse am Vertrieb seiner Bücher auch über ein Warenhaus hatte – bezeichnenderweise stammt nur eins der angebotenen Sachbücher von diesem Verlag.

Aussagekräftig ist auch, welche Themen, Gattungen und Genres nicht im Angebot vertreten sind, kurz: was fehlt? Es fehlt die Kinder-, die Jugendlyrik, möglicherweise, weil sie poetisch-ästhetisch Anspruchsvolles mit undeutlicher Sozialisationsfunktion, womöglich gar Widerständiges enthielt. Der Nutzen von Lyrik war unklar oder marginal, und ein *Fitzebutze* (1900) von Paula und Richard Dehmel innerhalb des konventionellen oder gar konservativen Literaturbildes nur schwer vorstellbar. Es fehlen auch die Dramen, die Kinderschauspiele, die Zugänge zur Theaterwelt. Hier mag die Sorge vor der Theaterleidenschaft, vor den schlechten Einflüssen der Bohème eine Rolle gespielt haben – spätestens seit Thomas Manns *Buddenbrooks* war das Bürgertum gewarnt.

Es fehlt alles, was man in ganz weitem Sinne als engagierte oder auf irgendeine Weise ideologisierte Literatur bezeichnen könnte, soweit sie nicht in den völkisch-nationalistischen oder protestantisch-borussischen Kontext paßte. Dazu gehörte die dezidiert katholische Kinder- und Jugendliteratur beispielsweise des Bachem-Verlags, dazu gehörte die damals bereits vielfältige jüdische Kinder- und Jugendliteratur, dazu gehörte die bereits seit den 1870er Jahren, also noch vor dem Sozialistengesetz von 1879 entwickelte sozialdemokratische, sozialistische oder auch proletarische Kinder- und Jugendliteratur. Nach Aufhebung der Sozialistengesetze erschienen dann seit Beginn der 1890er Jahre zahlreiche, zum Teil durchaus auflagenstarke Werke dieser parteigebundenen Literatur. Ob nun beispielsweise das Bilderbuch *König Mammon und die Freiheit* (1878), ob Adolph Hoffmanns *Arm und Reich: der Arbeit ABC* (1894) oder das *Buch der Jugend: für die Kinder des Proletariats*, herausgegeben von Emma Adler (1895) – nichts davon findet sich bei der Firma Wertheim.

Thematisch herrscht, auch wenn, insbesondere „für die männliche Jugend“, einige Werke der Abenteuerliteratur angeboten werden, der große Themenbereich ‚Mädchenleben‘ vor – Puppenzeit, Kinderglück und idyllisches Leben in der Familie, auf dem Lande und in der Natur, Schulerlebnisse, Internat, Backfischzeit und Brautzeit. Die Dominanz von ‚Mädchenthemen‘ und Mädchenliteratur zeigt sich auch beim Angebot der Jahrbücher: Jahrbücher für Mädchen sind vertreten, Jahrbücher für Jungen fast gar nicht (sieht man von dem Jahrbuch *Kinderlust* ab, das „für Knaben und Mädchen von 8 bis 12 Jahren“ gedacht war) – kein *Neues*

Universum (seit 1880), kein *Deutsches Knabenbuch*⁷ und auch nicht *Der gute Kamerad*, das seit 1887 weit verbreitete „Illustrierte Knaben-Jahrbuch“.

4. Folgerungen

Die Mädchenliteratur dominiert: numerisch, thematisch und chronographisch. Zwar lässt sich auch aus deren Perspektive die These aufrechterhalten, die Käufer- und Leserschaft setzte sich aus dem wohlstuierten, bildungsorientierten Bürgertum sowie dem dessen Leitbildern folgenden Adel zusammen, doch ist das Angebot nicht so homogen, wie man zunächst erwarten könnte. Es zeigen sich durchaus Unterschiede bei den Wertvorstellungen, vor allem bei den genderspezifischen Rollenerwartungen.

Einerseits propagieren selbstverständlich viele Bücher ein traditionales Frauenbild. Doch andererseits, beginnend schon mit dem *Trotzkopf*, finden sich in anderen Büchern neue Rollenmuster. Von Emma Biller (im Katalog: Wuttke-Biller) beispielsweise werden neun Romane angeboten, von denen einige neben für die Mädchenliteratur innovativen Erzähltechniken durchaus moderne, unkonventionelle Vorstellungen enthalten: die Selbstbestimmtheit unbeaufsichtigter Kinder, das *Trotzkopf*-Modell des wenigstens temporären Aufbegehrens, der Wunsch nach weiblicher Selbstbestimmtheit, (wenn auch schlussendlich alles mit der Heirat eines möglichst älteren, lebenserfahrenen Mannes endet). Nicht angeboten werden von Billers Romanen *Minchen, die kluge Puppe* (1881), worin „die Möglichkeit einer Scheidung diskutiert“ wird (Brunken u. a. 2008, 1018, Bibl., Nr. 70), auch nicht *Die Puppenfamilie* (1883), das ebenfalls u. a. eine Scheidung thematisiert. Dagegen enthält der Katalog wiederum *Mellas Studentenjahre* (1893) von Bernhardine Schulze-Smidt, eine Pensionsgeschichte, „die das Modell der Pensionsgeschichte gleichzeitig ironisiert und umkehrt“ (ebd., 1444, Bibl., Nr. 818) und die ganz ernsthaft weibliche Berufstätigkeit in den Blick nimmt. Und von Clementine Halm findet sich auch *Die Geschwister Leonhard* (1891) im Angebot:

Im Zentrum dieser Lebens- und Entwicklungsgeschichte, die eine Nähe zum zeitgenössischen Künstlerroman zeigt, steht eine künstlerisch begabte junge Frau, die – als Mann verkleidet – mit ihrem Bruder nach Rom geht, um Malerei zu studieren. Handlungs begleitende Diskurse über die Emanzipation der Frau und über weibliche Künstlerschaft. (Ebd., 1188, Bibl., Nr. 367)

7 Das „erfolgreichste und modernste Kinder- und Jugendjahrbuch des ausgehenden 19. Jhdts. [...] bis in die 1920er Jahre hinein [ist] eines der innovativsten Periodika des allgemeinen publizistischen Marktes.“ (Graf 2008, 946)

Gabriele von Glasenapp, Andre Kagelmann and Felix Giesa - 9783631660324

Downloaded from PubFactory at 08/24/2019 05:06:04PM

via free access

Vorsichtige Modernisierungen konnten also durchaus auch in diesem Buchangebot aufgefunden werden.

So herrscht nach genauerem Blick eine größere Vielfalt, als zunächst zu vermuten war. – Und als Frau Briest sah, wie ihr Gatte etwas ratlos auf die Listen und Anzeigen von vielen Dutzend Kinder- und Jugendbüchern schaute, wollte sie ihm zu Hilfe eilen, doch der alte Briest ließ den Katalog sinken und sagte: „Ach Luise, laß . . . das ist ein zu weites Feld“.

Literaturverzeichnis

- Briesen, Detlef*: Warenhaus, Massenkonsum und Sozialmoral. Zur Geschichte der Konsumkritik im 20. Jahrhundert. Frankfurt [u. a.]: Campus-Verl. 2000.
- Brüggemann, Theodor/Otto Brunken* (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [1:] Vom Beginn des Buchdrucks bis 1570. Stuttgart: Metzler 1987.
- Brüggemann, Theodor/Otto Brunken* (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [2:] Von 1570 bis 1750. Stuttgart: Metzler 1991.
- Brüggemann, Theodor/Hans-Heino Ewers* (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [3:] Von 1750 bis 1800. Stuttgart: Metzler 1982.
- Brunken, Otto/Bettina Hurrelmann/Pech, Klaus-Ulrich* (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [4:] Von 1800 bis 1850. Stuttgart [u. a.]: Metzler 1998.
- Brunken, Otto/Bettina Hurrelmann/Maria Michels-Kohlhage/Gisela Wilkending* (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [5:] Von 1850 bis 1900. Stuttgart: Metzler 2008.
- Graf, Andreas*: [Beitrag zu:] ‚Das Neue Universum‘. In: Brunken, Otto/Bettina Hurrelmann/Maria Michels-Kohlhage/Gisela Wilkending (Hrsg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. [5:] Von 1850 bis 1900. Stuttgart: Metzler 2008, 946–953.
- Mode-Katalog 1903/1904, Warenhaus A. Wertheim Berlin. Nachdr., 4. Aufl. Hildesheim: Olms 1979.
- Strohmeyer, Klaus*: Warenhäuser. Geschichte, Blüte und Untergang im Warenmeer. Berlin: Wagenbach 1980.